

KANN DER WESTEN WEG?

SCHWERPUNKT:

Zerfall einer Weltordnung

MIT

Joschka Fischer | Dana Giesecke | Maja Göpel | Jürgen Habermas
Wolf Lotter | Jörg Metelmann | Marcus Mittermeier | Ella Müller
Luisa Neubauer und Harald Welzer



SLOW
DIGITALMAGAZINE BY RDÖ

NOCH FRAGEN?

SLOW DIGITAL MAGAZINE:
Für alle, die zur Digitalisierung
noch ein paar Fragen haben.

Monatlich.
Werbefrei.
Trackingfrei.
Kostenfrei.

Das Magazin vom
Rat für Digitale Ökologie.

<https://slow-magazine.org>

Der RDÖ ist ein Projekt von FUTURZWEI.
Gefördert von Allianz Foundation und
Schöpflin-Stiftung.

FUTURZWEI

rdö
RAT FÜR DIGITALE ÖKOLOGIE

WESTEN?!

Was meinen wir, wenn wir vom Westen sprechen?

Es gibt die Himmelsrichtung.

Es gibt den Westen der Bundesrepublik.

Es gibt den Westen im Westen der Bundesrepublik.

Es gibt den Westen der USA.

Es gibt andere Westen in einem Land oder auch in einer Stadt, zum
Beispiel den Stuttgarter Westen.

Und dann gibt es den politisch-kulturellen Westen, das meinte im
20. Jahrhundert die liberalen Demokratien in Westeuropa und Nord-
amerika. Mittlerweile ist auch Westen, was für Deutsche häufig noch
Osten ist, Polen, zum Beispiel.

Um diesen Westen geht es in diesem Heft.

Diesen Westen haben wir trotz aller Vorteile in unseren Leben tra-
ditionell und oft zu Recht kritisiert, besonders gern die USA, und
das werden wir auch weiter tun, weil Kritik und Selbstkritik zum
freien Westen gehören.

Aber nun ist da eine unangenehme Sache: Es kann schon morgen
oder übermorgen vorbei sein mit dem Westen. Und die Frage ist nicht:
Was machen wir dann? Sondern: Was machen wir jetzt?



Weiterdenken:
Die 28. Ausgabe von
taz FUTURZWEI
in der Diskussion.

Aufregung in Wuppertal über taz FUTURZWEI – CDU, SPD und Lokalmedien diskutieren über Uwe Schneidewinds Interview

Der Oberbürgermeister von Wuppertal hat Aufsehen erregt mit seinem taz FUTURZWEI-Gespräch und der Analyse seiner bisherigen Amtszeit und warum sozialökologische Politik nicht vorankommt. Uwe Schneidewind nennt es: »Die unendliche Kraft des Neins.« Zusammengefasst: Nein zu sagen, kann eine strategische Position sein, mit der politische Akteure mit »Netzwerken der Mittelmäßigkeit« Macht auf- und ausbauen, ungeachtet der Dringlichkeit politischen Handelns. Das ist jetzt keine Überraschung, aber ein Nein schwächt also die Position desjenigen, der etwas hinkriegen will und kann die eigene Position des Neinsagers stärken.

Schneidewind, der als renommierter Theoretiker und hochdekorierter Wissenschaftler in die politische Praxis kam, beschreibt in dem Interview die ersten beiden Jahre im Amt als »Hölle«. Ihm sei es aber nicht um einen Angriff auf die Wuppertaler Politik gegangen, sondern darum, die Mechanismen von Kommunalpolitik aufzuzeigen.

Zahlreiche Lokalmedien und Parteien griffen seine Analyse auf. Die Wuppertaler SPD sagte, da sehe man, dass Schneidewind »immer noch nicht in den Notwendigkeiten der praktischen Kommunalpolitik angekommen« sei. Die CDU sagte, es sei völlig unzutreffend, dass »Nein-Sager« die Politik Wuppertals bestimmten. Schneidewind solle sich hüten, sich nochmal zur Wahl zu stellen. Der »Stillstand« sei er selbst.

In der Fernsehsendung *WDR Lokalzeit* sagte der Politikwissenschaftler Hans Joachim Lietzmann (Foto oben), da seien in Wuppertal zwei politische Kulturen aufeinandergetroffen, Schneidewind mit seinem Veränderungsanspruch und ein Stadtrat, dessen Hauptziel es sei, »wiedergewählt zu werden«. Das hande-

le sich um keine wuppertalspezifische Sache. Quereinsteiger seien gerade in der Kommunalpolitik immer eine Provokation für die »Dauerläufer der Politik«. Das taz FUTURZWEI-Gespräch zeige, dass in Wuppertal etwas Spannendes passiere und man überregional hinschaue. Es gehöre zur prägenden Erfahrung von Quereinsteigern, die mit Ambition in einen ehrenamtlichen Stadtrat kämen, dass sie heruntergebremst würden. »Da müssen natürlich beide Seiten Kompromisse eingehen, aber die Ambitionen leiden sehr«, sagte Lietzmann, als emeritierter Professor der Bergischen Universität mit Wuppertal vertraut. Es gebe »sicher eine Veto-Macht im Stadtrat gegen die Ambitionen von Uwe Schneidewind«. Sein Rat: Der OB müsse »eine Koalition mit der Stadtgesellschaft eingehen«, um eine Gegenmacht gegen den Stadtrat zu bilden.

PETER UNFRIED

Das Cover von Werner Marschall ist diesmal ein Photoshop-Compositing: Beim Compositing werden mehrere (digitale und auch von Hand erstellte) Bildelemente zu einer gesamtheitlichen Komposition zusammengeführt, die im weitesten Sinne den Westen symbolisieren soll. Sie enthält die Venus von Milo (2000 Jahre altes Kunstwerk der griechischen Antike), die Freiheitsstatue in New York (seit 1886), die EU-Flagge (seit 1985), Barack Obama (US-Präsident von 2009 bis 2017) – und Donald Trump.

Kann der Westen weg?

Europa und Nordamerika haben viel vorangebracht und einiges verbockt. Nun geht es so nicht mehr weiter. Aber wie dann?

4 Diskussion, Impressum

6 Fragen der Zeit

Peter Unfried: Fahne raushängen bei der Fußball-EM?

Ruth Fuentes: Wie ist denn nun die »junge Generation«?

8 **Harald Welzer,** taz FUTURZWEI-Herausgeber, über einen klugen Rückzug des Westens aus der »Illusion seiner Weltbedeutsamkeit«.

12 **Jürgen Habermas** im Titelgespräch: »Der Westen kann die Backen nicht mehr aufblasen.«

18 **Maja Göpel:** Was ist »unser Standort« in der neuen Weltrealität?

21 Der Bullshit-Wort-Check

22 **Ella Müller:** Kann der Westen keine Klimapolitik? Eine Analyse am Fall USA.

26 **Joschka Fischer:** Ist der Westen erledigt, Herr Fischer? Das Weiterdenken-Gespräch.

32 **Jörg Metelmann:** Warum der Westen Opfer seiner erfüllten Träume ist.

FOTOESSAY

34 **Neven Allgeier:** *Endless Horizons.* Der Horizont als Behälter von Hoffnung und Zerfall.



Willkommen, Maja Göpel als neue taz FUTURZWEI-Kolumnistin. »Neue Ideen, neue Allianzen« ab jetzt in jeder Ausgabe.

44 **Wolf Lotter:** Im Westen nichts Neues. Es wird nur noch das Alte kopiert.

50 **Martin Unfried:** Es ist höchste Zeit, die existierende EU zu stärken.

53 Unter welchen Umständen ist die Auslagerung von Entscheidungen an Maschinen sinnvoll? Die Digital-kolumne von **Rahel Gubser** und **Maxim Keller.**

54 **Philip Elsen** baut mit seiner Klasse das Klassenzimmer der Zukunft: **Dana Giesecke** porträtiert Changemaker.

56 Soldaten: Eine Bildanalyse von **Hans-Georg Soeffner.**

58 Wie kommen Klimapolitik und Klimakultur voran? Der Clash zwischen **Armin Nassehi** hier und **Hedwig Richter** und **Bernd Ulrich** dort.

62 Seine Ex-Schwiegermutter ist jetzt seine engste Freundin. Geht das? Die Modern-Love-Geschichte von **Aron Boks.**

66 Neue Bücher mit Zukunft im Sommer.

71 Warum ist die AfD in Thüringen so stark? **Udo Knapp** über das Thüringen-Buch von Martin Debes (*Deutschland der Extreme*).

73 Die taz FUTURZWEI-Buchliste im Sommer 2024.

74 Serien-Tipps von **Klaus Raab:** *3 Body Problem, Das Signal, The Westwing.*

76 Der besondere Film: **Jürgen Kiontke** über *Berlin Utopiekadaver* von Johannes Blume über die links-autonome Szene in Berlin.

77 **Josefa Kny,** Produktprüferin: Weniger Lebensmittelverschwendung durch KI?

78 **Jörn Kabisch** feiert die vegetarische Küche, lehnt aber die vegane ab. Warum?

80 **Marcus Mittermeier,** Schauspieler (*München Mord*), füllt den taz FUTURZWEI-Fragebogen aus.

82 **Arno Frank** ist in Las Vegas und fragt sich, ob er zu Hause das Licht ausgeschaltet hat.

4 taz FUTURZWEI erscheint im taz-Verlag, www.tazfuturzwei.de
Erscheinungsdatum aktuelle Ausg.: 11.06.2024
Herausgeber: Harald Welzer
Chefredakteur: Peter Unfried (V.i.S.d.P.)
Fotografin: Anja Weber
Bildredaktion: Tobias Laukemper (fr)
Grafik: Ute Wibral (Infotext Berlin)
Bildbearbeitung: Bert Odenthal (für Infotext Berlin)
Covergestaltung: Werner Marschall (Linienland)
Redaktion: Dana Giesecke (Korrespondentin für Kultur), Jörn Kabisch (kulinärischer Korrespondent), Beate Willms (Buchrezensentin), Jürgen Kiontke (Filmkritiker), Josefa Kny
Korrektur: Andreas Kaizik, Hannah Pöhlmann, Sandra Thiele (Infotext Berlin)
Redaktionsadresse: taz-FUTURZWEI-Redaktion, Friedrichstraße 21, 10969 Berlin
Elektronische Leserpost: futurzwei.leserbriefe@taz.de
Verlag: taz Verlags- u. Vertriebs-GmbH, Friedrichstraße 21, 10969 Berlin
Geschäftsführung: Aline Lüllmann, Andreas Marggraf
Anzeigen: Jan Kniggendorf, 030/25902130, Natalie Ströterau, 030/25902156, futurzwei.anzeigen@taz.de. Es gelten die Mediadaten 2024.
Heftpreise: Einzelheft 8,50 Euro; Jahresabo 34 Euro
Abonnent*innenservice: 030/25902200 (Di - Do, 10 - 15 Uhr), futurzwei.abo@taz.de
Vertrieb: Ute Keilhauer 030/25902266, vertrieb@taz.de
Druck: PIEREG Druckcenter Berlin GmbH, Benzstraße 12, 12277 Berlin
Urheberrecht: Alle Texte und Bilder in taz FUTURZWEI sind urheberrechtlich geschützt. Nachdruck und Angebot in Lesezirkeln nur mit schriftlicher Genehmigung der Redaktion. Das gilt auch für die Aufnahme in elektronische Datenbanken, Mailboxen sowie für Vervielfältigung auf CD-ROM. Nicht alle Copyrightinhaber*innen konnten ermittelt werden. Deren Urheberrechte werden hiermit vorsorglich und ausdrücklich anerkannt. taz FUTURZWEI wird gedruckt auf: Leipa Recycling Sky matt 100 % Altpapier.

Erhältlich im gut sortierten Zeitschriftenhandel und in den Bahnhofs- und Flughafenbuchhandlungen in Deutschland

ISSN: 2513-1729
Erscheinungsweise: viermal jährlich

Die nächste Ausgabe erscheint am 10.09.2024.





Bei der EM ist das die Fanfahne eines Fußballteams

Soll man bei der EM die bundesdeutsche Fahne schwenken?

Es sollte mittlerweile auch dem hartnäckigsten Ströbelevermächtnis-Linken klar sein, dass die deutsche Nationalmannschaft ein Fußballteam ist und ihre Affirmation kein Ausdruck von Nationalismus, wie man noch Ende des letzten Jahrhunderts fürchtete – sondern von Fantum. Die meisten Leute haben einen Fußballclub, dem sie ihre Hauptemotio-nen widmen, bei traditionell geprägten in der Regel auf familiärer und lokaler oder regionaler Grundlage. Bei Jüngeren sind es oft auch globale Fußballmarken (FC Barcelona, FC Liverpool und so weiter). Da bei einer Europameisterschaft aber keine Clubs spielen, tun die meisten das Naheliegende und unterstützen das Team des Fußballverbands jenes Landes, das ihren Pass ausgestellt hat, ihre Freiheit gewährleistet, ihnen Schulen, Unis, Theater, Straßen und Gehsteige gebaut hat und Kindergeld und so weiter auszahlt. Im Fall von Bundesbürgern also das Team, das »Deutschland« genannt wird. Es geht im Grunde darum, über das Fantum für dieses Team eine stärkere emotionale Verbindung zum Turnier zu haben und den Fußball, aber vor allem sich zu spüren.

Nun sind Ausdruck und Grad von Fantum sehr unterschiedlich. Für manche gehört auch das Schwenken einer Fahne im Stadion oder das Raushängen zu Hause aus dem Fenster dazu. Das ist selbstverständlich auch im Fall der Nationalmannschaft in Ordnung und völlig »normal«. Das gilt erst recht, da Nazis und Rechtspopulisten immer wieder versuchen, die Fahne der Bundesrepublik als die ihre zu etablieren und sie als Zeichen zu vereinnahmen für ihre politischen oder gesellschaftlichen Vorstellungen und Vorlieben, etwa Xenophobie, Misogynie, Homophobie und eben Nationalismus. Deshalb ist es fundamental, dass alle Fahnen aller teilnehmenden Fußballteams im Land sichtbar sind, auch die deutsche, als Symbole eines (hoffentlich) gemeinsamen Fußballfestes einer liberaldemokratischen europäischen Gesellschaft.

Die Fahne der Bundesrepublik Deutschland steht für das Grundgesetz und die liberale Demokratie, für unsere ausbaufähige, aber durchaus entwickelte bürgerliche und geschlechterpolitische Emanzipation, für eine Gesellschaft, die durch Übernahme einer dauerhaften Verantwortung für die deutschen Angriffskriege des 20. Jahrhunderts und das Menschheitsverbrechen des Holocausts in ihrer überwältigenden Mehrheit geläutert ist von nationalistisch motiviertem Wahnsinn.

Nun sind die Demokratiefinde der AfD längst dabei, Begriffe und Symbole nach ihrem Verständnis von Patriotismus zu besetzen und umzudefinieren. »Alternative« steht nun für autoritäre, illiberale Alternative zur liberalen Demokratie. »Deutschland« soll für eine Gesellschaft stehen, die Teile der Deutschen deportiert, weil sie zwar einen deutschen Pass haben, aber keinen germanischen Ahnenpass, »Patrioten« für Leute, die das gut finden und voranbringen wollen. Die Fahne der Bundesrepublik soll zum Symbol für ein solches Land, für eine solche Gesellschaft unfunktioniert werden.

Man kann dem Streit um die Symbole nicht ausweichen und man darf ihm nicht ausweichen. Nicht die sagen, wofür Deutschland, wofür die deutsche Fahne steht – wir bestimmen das. Und deshalb können wir sie als Patrioten einer offenen, liberalen, demokratischen Gesellschaft offensiv schwenken und raushängen. Und zwar nicht nur, wenn EM ist.

PETER UNFRIED

Wie ist denn nun die »junge Generation«?

Sie kommt jetzt auf den Arbeitsmarkt. Oder sollte man sagen, Teilzeitarbeitsmarkt? Man sollte doch endlich mehr auf ihre Belange hören. Eigentlich hat sie doch noch keine Ahnung vom Leben. Sie ist die Zukunft. Aber irgendwie auch schon die Gegenwart. Teile von ihr möchten das Klima retten. Die anderen wählen FDP. Oder – so die neueste Trendstudie *Jugend in Deutschland* – am liebsten AfD. Sie ist laut dieser Studie zwischen 14 und 29 Jahre alt; die »Jugend«, die »junge Generation«, auch »Generation Z« genannt. Der 14-Jährige ist zwar vermutlich nicht so begeistert, mit der schon halb verwehenden und uncoolen 29-Jährigen gleichgestellt zu werden (und die 29-Jährige ist sauer, mit diesen unreifen »Kindern« mit dem schlechten Klamottengeschmack in einen Topf geworfen zu werden).

Doch wer zur »jungen Generation« gehört, entscheiden immer noch ganz andere. Gefühlt meistens die, die älter sind als die »Jungen«. Die doch nur herausfinden wollen, wie »die denn ticken«. Und wissen: »Die Jugend hat schlechte Manieren, verachtet die Autorität, hat keinen Respekt vor den älteren Leuten und schwatzt, wo sie arbeiten sollte ...« Moment, das soll ja Sokrates gewesen sein, der das gesagt hat. Der alte Sack.

Stellt sich die Frage: Was bedeutet »jung« heute überhaupt? Ist es, auf TikTok zu sein und komisch zu reden? Aber Olaf Scholz ist jetzt auch auf TikTok und redet komisch. Bezeugen erste Falten im Gesicht, eine Familie zu gründen, über Altersvorsorge nachzudenken und aufs Land zu ziehen den Austritt aus der »jungen Generation«? Manche machen das schon mit Anfang zwanzig. (Also alles, bis auf das mit den Falten.) Eins ist sicher: Auch die Gen Z wird nicht für immer jung bleiben. Da kommen schon die nächsten Jungspunde um die Ecke: die Generation Alpha.

Und die sind bestimmt noch viel schlimmer.

RUTH FUENTES



»Europas Denkmuster hat im 21. Jahrhundert keinen Halt mehr.«

KANN DER WESTEN WEG?

Wenn der Westen am demokratischen Rechtsstaat und der offenen Gesellschaft festhalten möchte, muss er sich aus der zunehmenden Illusion seiner Weltbedeutsamkeit zurückziehen

TEXT: HARALD WELZER

Europa muss aus dem Denkmuster herauswachsen, dass Europas Probleme die Probleme der Welt sind, aber die Probleme der Welt nicht die Probleme Europas.« So unlängst Subrahmanyam Jaishankar, seines Zeichens indischer Außenminister. Das Denkmuster, das Jaishankar zutreffend beschreibt, entstammt dem 19. Jahrhundert, konnte sich durch imperiale und wirtschaftliche Erfolge bis zum Ende des 20. Jahrhunderts als bestätigt betrachten, hat aber im 21. Jahrhundert keinen Halt mehr in einer veränderten Wirklichkeit. Heute haben sich die Machtbalancen eindeutig zu Ungunsten der lange dominierenden Machtfiguration »Westen« verschoben, ihres europäischen Teils zumal. Teile der Welt, die Westeuropa in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts noch »Entwicklungsländer« nannte, agieren inzwischen als globale Mächte, erwirtschaften ein größeres Bruttoinlandsprodukt als die dem Westen zugerechneten Staaten und repräsentieren einen deutlich größeren Teil der Weltbevölkerung. Europa rückt nicht nur deshalb, wie Albrecht Koschorke in der *Zeit* formuliert hat, immer mehr an den Rand des Weltgeschehens.

Die US-amerikanische Außenpolitik hat Europa schon seit der ersten Regierung Obama zugunsten des indopazifischen Raums nach hinten sortiert, und obwohl eine neue Präsidentschaft Donald Trumps wahrscheinlich ist, stellt sich der deutsche Bundeskanzler immer noch taub und blind gegenüber dieser Entwicklung. Es gäbe, so ließ er gerade verlauten, ja auch immer

mal wieder einen neuen Präsidenten. Wenn man sich allerdings anschaut, wie zielsicher gewählte Autokraten an der Abschaffung der Gewaltenteilung arbeiten und demokratische Institutionen schleifen, sollte man sich da nicht so sicher sein – zumal Trump in seiner zweiten Amtszeit nicht mit Blick auf eine Wiederwahl agieren muss. Und was soll vor dem Hintergrund einer trumpistischen USA aus dem europäischen Restwesten werden, wenn nicht mehr nur in Italien, Ungarn und der Slowakei illiberale Rechte regieren, sondern auch in Frankreich, Finnland oder in den Niederlanden. Oder womöglich gar in Deutschland?

Um das Szenario noch etwas übler zu machen, wie steht es denn um die neuerdings so oft bemühte »Kriegstüchtigkeit« eines solchen Restwestens, wenn die USA unter Trump aus dem Unterstützungsbündnis für die Ukraine aussteigen und Putin seinen Angriffskrieg gewinnt, ohne dass eine internationale Sicherheitsarchitektur zu diesem Zeitpunkt existiert? Mir scheinen das zwar böse, aber leider nicht ganz unrealistische Szenarien, die blöderweise auch nicht in einer fernen Zukunft angesiedelt sind, sondern schon in ein paar Monaten eine ganz neue geopolitische Dynamik entfesseln können. Gleichwohl scheint sich weder in den etablierten Parteien noch auf europäischer Ebene dazu viel politische Fantasie zu entfalten. In Bezug auf die »Kriegstüchtigkeit« pflegt man eine präpotente Rhetorik; in Bezug auf die Abkehr der USA von Europa betet man vermutlich vor dem Schlafengehen. Und wähnt sich ansonsten im Referenzrahmen ▶

»DER WESTEN HAT AUS DER
ERFAHRUNG SEINER NIEDERLAGEN NIE
EINE LERNGESCHICHTE DES ERFOLG-
REICHEN RÜCKZUGS GEMACHT.«



Harald Welzer ist Herausgeber von taz FUTURZWEI.

10 einer historischen Bedeutsamkeit, die durch die Wirklichkeit schon lange nicht mehr eingelöst wird. Die Wirklichkeit fordert etwas ganz anderes vom »Westen«, als die nostalgische Verklärung einstiger Größe. In der Tradition der Aufklärung und des Humanismus sollte er sich in etwas ganz anderem üben als in großsprecherischer Rhetorik – im Rückzug nämlich.

Hans Magnus Enzensberger hat 1989 in der *Frankfurter Allgemeinen Zeitung* einen außergewöhnlichen Essay zu *Helden des Rückzugs* geschrieben – ein erkenntnisleitender Impuls, darüber nachzudenken, wer denn die eigentlichen Helden der Geschichte sind. Diejenigen, die nach alten nationalstolzen Erzählungen den Tod nicht scheuende Kämpfer, Feldherren, Sieger sind, Gebiete und ganze Länder erobern und Besiegte unterjochen, oder aber diejenigen, die auf den Kampf verzichten, veränderte historische Notwendigkeiten richtig einschätzen und Gewalt und Zerstörung vermeiden? Enzensbergers Kardinalbeispiel in diesem hellsichtigen Text ist Michael Gorbatschow, dem er schon damals prophezeit, dass er im eigenen Land keine Popularität ernten würde. »Die schiere Aufgabe, die er sich gestellt hat, ist beispiellos. Er ist dabei, das vorletzte monolithische Imperium des zwanzigsten Jahrhunderts zu demontieren, ohne Gewalt, ohne Panik, ohne Krieg. Ob das gelingen kann, steht dahin. Doch hätte noch vor wenigen Monaten niemand das, was er bisher auf diesem Weg erreicht hat, für möglich gehalten. Es hat sehr lange gedauert, bis die Welt auch nur anfing, sein Projekt zu begreifen. Die überlegene Intelligenz, die moralische Kühnheit, die weitreichende Perspektive dieses Mannes – das alles lag, im Osten wie im Westen, so weit jenseits des Horizonts der politischen Klasse, dass keine Regierung wagte, ihn beim Wort zu nehmen.«

Enzensberger geht es um die grundlegende zivilisatorische Fähigkeit, im Angesicht von nicht fortsetzbaren Entwicklungsrichtungen die Richtung zu wechseln. Das gilt nicht für die Frage von Gewalt und Gewaltverzicht allein, sondern für alle politischen Handlungsfelder, deren Protagonisten allerdings, so Enzensberger, noch »am klassischen Heldenschema bis auf den heutigen Tag ebenso verbissen wie hilflos« festhalten.

Leider gilt dieser Befund auch noch ein Dritteljahrhundert später. Er gilt auch für das verbissene Festhalten an einstigen Erfolgsstrategien, die nicht mehr zu zwischenzeitlich veränderten Lagen und Herausforderungen passen. Bundesverteidigungsminister Boris Pistorius ist gewiss kein Held des Rückzugs, sondern ein Kämpfer für eine vergangene Welt. Rückzugspolitiker freilich sind nirgendwo zu sehen. Dabei, so Enzensberger vor 35 Jahren, steht auch den westlichen Demokratien »eine Abrüstung bevor, für die es keinen Präzedenzfall gibt. Der militärische Aspekt ist nur einer unter vielen. Andere unhaltbare Positionen sind im Schuldenkrieg gegen die Dritte Welt zu räumen, und der schwierigste aller Rückzüge steht in jenem Krieg bevor, den wir seit der industriellen Revolution gegen unsere eigene Biosphäre führen.«

Die Fähigkeiten, die man braucht, um diesen überlebensnotwendigen Rückzug einzuleiten, könne man am besten an jenen studieren, die wie Gorbatschow aus der erwartbaren Entwicklungsrichtung ausgeschert sind, obwohl alle gefordert und erwartet haben, dass man »auf Kurs« bleibe. Erst durch solche »Vorbilder« wird erlernbar, wie man auf historische Herausforderungen angemessen antworten kann, schreibt Enzensberger. »So kann eine Energie- und Verkehrspolitik, die diesen Namen verdient, nur mit einem strategischen Rückzug eingeleitet werden. Sie erfordert die Zerlegung von Schlüsselindustrien, die auf lange Sicht nicht weniger bedrohlich sind als eine Einheitspartei. Die Zivilcourage, die dazu nötig wäre, steht der kaum nach, die ein kommunistischer Funktionär aufzubringen hat, wenn es darum geht, das Monopol seiner Partei abzuschaffen. Statt essen übt sich unsere politische Klasse in albernen Siegerposen und selbstzufriedenen Lügen. Sie triumphiert, indem sie mauert, und glaubt der Zukunft durch Aussitzen Herr zu werden. Vom moralischen Imperativ des Verzichts ahnt sie nichts. Die Kunst des Rückzugs ist ihr fremd.«

Dieser Befund gilt auch 35 Jahre später noch, und mehr denn je. Der Westen hat aus der Erfahrung seiner Niederlagen nie eine Lerngeschichte des erfolgreichen Rückzugs gemacht, ja, desto verbissener an seiner imaginierten Mission festgehalten, je weniger sie sich in der globalen Wirklichkeit verwirklicht. Eine solche Täuschung über die eigene Rolle und die eigenen Potenzen kann gerade im Zusammenhang von kriegerischen Auseinandersetzungen äußerst fatal werden, wenn man die eigenen Möglichkeiten über- und die des Gegners unterschätzt.

Natürlich möchte man die Fragilität des westlichen Modells nicht sehen, wenn man die liberale Demokratie schon deshalb für ein Zukunftsmodell hält, weil man selbst Teil von ihm sein möchte. Vielleicht ist gerade deshalb zu beobachten, wie die Fortschrittsansprüche von den Taten in die Worte wandern, eindrucksvoll zu sehen an den Gas-Shoppingtouren von Kanzler und Vizekanzler zu den antidemokratischen Potentaten der Welt und an den antihumanen Flüchtlingsdeals der Präsidentin der Europäischen Kommission, die autoritären Herrschern Geld in die Hand drückt, damit die mit den Flüchtlingen machen, was sie wollen. Dies alles bei gleichzeitiger verbaler Hochrüstung in Sachen »wertebasierter«, »regelbasierter«, gar »feministischer Außenpolitik«. Je weniger etwas Wünschenswertes in der

Wirklichkeit realisiert ist, desto größer wird der verbale Aufwand: Deshalb ist so viel von »europäischen Werten«, von »Wertegemeinschaft«, »Verantwortung« und »Menschenrechten« die Rede. Man folgt dem weniger denn je, man versichert sich gegenseitig nur mit der Inflation normativer Begriffe, dass man noch irgendetwas Werthaltiges mitzuteilen und zu bestellen hätte.

Das wäre nicht weiter schlimm, wenn es nur Folklore bliebe – wie Trachtengruppen, die Vergangenheiten aufführen, die es nie gegeben hat. Es ist aber dann verhängnisvoll, wenn daraus Wahrnehmungen, Schlussfolgerungen und Handlungen resultieren, die irregeleitet sind – also etwa die eigene Stärke, die eigene Bündnisfähigkeit, die eigene Wirtschaftskraft, die eigenen Handlungsmöglichkeiten überschätzen lassen. Eine bayrische Lebensweisheit lautet »Nur mit vollen Hosen ist gut stinken«, und gerade absteigende Nationen oder Staatenbündnisse tun

sehr gut daran, ihr Selbstbild gelegentlich zu prüfen und, wo nötig, tieferzulegen. Wenn man am zivilisatorischen Projekt des demokratischen Rechtsstaats und der offenen Gesellschaft festhalten möchte, muss man sich über die veränderte Machtbalance und die eigene Rolle darin Rechenschaft ablegen und den bewussten Rückzug aus der Weltbedeutsamkeit planen. Und damit gleich mal den größten Fehler des Westens hinter sich lassen: den missionarischen Anspruch, den Rest der Welt von der Brillanz und Überlegenheit des westlichen Gesellschaftsmodells überzeugen zu wollen. Diese Mission ist offenbar gescheitert; es wäre daher umso wichtiger, die innere Verfasstheit der offenen Gesellschaft zu verteidigen. Genau das heißt aber etwas anderes als sich an alten Selbstbildern festzutackern. Um ein etwas abgenutztes literarisches Zitat zu verwenden: Alles muss sich ändern, damit alles bleibt, wie es ist. ◀

11

**DAS RECHT
AUF HILFE IST
NICHT VERHANDELBAR.
SPENDEN FÜR NOTHILFE
IN GAZA.**

DE69 4306 0967 1018 8350 02
medico.de/nothilfe-gaza



»DER WESTEN KANN DIE BACKEN NICHT MEHR AUFBLASEN«

Geben die Europäer den Westen auf, Jürgen Habermas?

THOMAS MEANEY IM GESPRÄCH MIT JÜRGEN HABERMAS

Das Gespräch wurde im Herbst 2023 geführt.

taz FUTURZWEI: Sie haben sich nie gescheut, zu politischen Themen des Tages Stellung zu beziehen. Der russische Angriff auf die Ukraine und die Frage, wie und in welchem Ausmaß die EU-Staaten und die USA die Ukraine unterstützen sollen, ist da keine Ausnahme. 2022 haben Sie die – von vielen als zögerlich und ausweichend wahrgenommene – Position von Olaf Scholz verteidigt und dargelegt, wie kompliziert die Konstellation wirklich war. Die Deutschen, so argumentierten Sie, könnten den nationalen Patriotismus der Ukrainer nicht einfach bewundern und sie dafür beneiden, bestand eine große Leistung der Nachkriegsdeutschen doch darin, eine Gesellschaft aufzubauen, in der die Werte des nationalen Patriotismus bereits historisch sind. JÜRGEN HABERMAS: Was mich damals gewundert hat, als ich zwei Monate nach Kriegsbeginn den erwähnten Artikel schrieb,¹ und was ich auch bis heute nicht verstehe, richtet sich keineswegs gegen die politisch gebotene Parteinahme des Westens für den Kampf der Ukraine gegen einen mörderischen Aggressor. Über die normative Beurteilung der russischen Invasion gab es nie einen Zweifel, und ich halte auch die militärische und logistische Unterstützung der Ukraine für richtig. Aufgeschreckt hat mich in jenen ersten Tagen und Wochen des Krieges die Gedankenlosigkeit und Kurzsichtigkeit einer emotional bewegten und hemmungslosen Identifizierung mit dem Kriegsgeschehen als solchen. Ich war

nie Pazifist. Aber ich habe den Überfall auf die Ukraine als die schicksalhafte Übertretung einer in Europa inzwischen selbstverständlich gewordenen Hemmschwelle gegenüber der archaischen Gewalt des Krieges erlebt. Aber dann löste dieser Ausbruch des Krieges mit einer Atommacht bei uns kein erschrockenes Nachdenken aus, sondern unvermittelt eine hoch emotionalisierte Kriegsstimmung wie gegen einen vor der eigenen Tür stehenden Feind. Diese bellizistischen Reflexe – so als hätten wir nicht inzwischen gelernt, »Krieg in Europa« als eine überwundene zivilisatorische Stufe zu betrachten – haben mich ziemlich irritiert.

Die Frage

Ihre Frage bezieht sich aber auf einen bestimmten Aspekt, der mich an dieser gedankenlosen Kriegsbereitschaft irritiert hat: das war nicht die selbstverständliche Parteinahme für die überfallene Ukraine, sondern der fehlende psychologische Abstand zu ihrem entflammten Nationalbewusstsein. Als gäbe der Vorgang, dass vor unseren Augen eine kulturell, sprachlich und historisch keineswegs homogen zusammengesetzte Bevölkerung gewissermaßen unter dem Druck dieses brutalen Angriffskrieges zu einer Nation zusammenwächst, auch nicht den geringsten Anlass zur Kritik. Aber wir sollten ihn als historischen Vorgang verstehen. Wir haben in der Bundesrepublik ein halbes Jahrhundert gebraucht, um zu unserer eigenen nationalistischen, überdies durch ▶



Jürgen Habermas diskutiert mit Studierenden im Philosophischen Seminar der Universität Frankfurt am Main, Januar 1969.



Jürgen Habermas in Frankfurt am Main auf dem Weg in das Philosophische Seminar, Januar 1969.

Menscheitsverbrechen extrem belasteten Vergangenheit den gebotenen kritischen Abstand zu gewinnen. Dass es jedoch bei der stürmischen Identifizierung mit dem Kriegsgeschehen für eine Wahrnehmung dieser Mentalitätsdifferenz kein Anzeichen gab, hat mich erstaunt.

Ganz abgesehen von deutschen Befindlichkeiten, halte ich die historisch geprägten Unterschiede zwischen den politischen Mentalitäten der drei so oder so am Krieg beteiligten Parteien überhaupt für aufschlussreich. In Russland hat sich – nach dem Untergang des osmanischen und des österreichisch-ungarischen Reiches im Ersten Weltkrieg – der versteinerte Rest einer imperialen Mentalität erhalten. Diese trifft nun auf den vom Krieg entflammten Nationalismus der Ukrainer, während im Westen, vielleicht am stärksten in der Bundesrepublik und am schwächsten im United Kingdom, wenigstens die Hoffnung auf die Verbreitung jenes postnationalen Geistes bestanden hatte, aus dem ja am Ende des Zweiten Weltkrieges die Menschenrechtsordnung der Vereinten Nationen hervorgegangen ist. Diese politische Mentalität hat jedenfalls in der EU, und insbesondere innerhalb des Schengen-Raums, für die dauerhafte Zusammenarbeit und das gegenseitige Verständnis über nationale Grenzen hinweg eine große Bedeutung gehabt. Es ist einfach informativ und nützlich, sich diese Mentalitäten klarzumachen, aus denen sich – ganz unabhängig von der eindeutigen völkerrechtlichen Beurteilung des Krieges – verschiedene Perspektiven auf Art, Ursache und Fortgang des Konflikts ergeben.

Glauben Sie, dass die Europäische Union mit einer Aufnahme der Ukraine das Risiko eingehen würde, die Rückkehr eines Nationalismus älteren Stils zu befördern, der den Verfassungspatriotismus, dem Sie so viel von Ihrem Denken und Handeln gewidmet haben, an den Rand drängen oder zumindest herausfordern könnte?

Nein, das würde keinen Unterschied machen; an der Ostflanke der EU haben wir doch längst Mitgliedstaaten, die auf ihre erst nach 1990 erworbene staatliche Souveränität gegenüber Brüssel stärker pochen, als es manchmal den Erfordernissen gemeinsamen Handelns guttut. Ein historisch aufgeklärter Blick auf die verschiedenen Mentalitätsentwicklungen und Interessenlagen innerhalb der westlichen Allianz mag eher zur Erklärung des eigentlichen Punktes meiner politischen Beunruhigung beitragen. Unter Führung der USA hält der Westen den Krieg gewissermaßen am Laufen – ohne erkennbare Versuche, ihn einzudämmen. Gewiss, schon wegen der Eskalationsgefahr sind die westlichen Regierungen keine »Traumwandler« mehr, aber ich fürchte, dass ihnen der Konflikt immer mehr aus der Hand gleitet. Jedenfalls entfaltet er im Fortgang eine globale Spaltungsdynamik, die die Lage einer bisher wenigstens wirtschaftlich, wenn auch auf asymmetrische Weise, halbwegs integrierten Weltgesellschaft völlig ins Rutschen bringt.

Die westlichen Regierungen wollen eine formelle Beteiligung am Krieg vermeiden. Beunruhigend finde ich aber von Anfang die Perspektivlosigkeit; sie versichern der Ukraine bis zu dieser Schwelle unermüdlich ihren unbegrenzten militärischen Beistand, ohne ihre politischen Ziele zu erklären. Offiziell überlassen sie alles Weitere der ukrainischen Regierung und dem Waffenglück ihrer Soldaten. Dieser Verzicht auf erklärte politische Ziele ist umso unverständlicher, je mehr sich im Fortgang des Krieges zeigt, wie sich die geopolitischen Konstellationen zu Ungunsten der absteigenden Supermacht USA und der international handlungsunfähigen EU verändern. Deshalb habe ich vor Beginn der Münchner Sicherheitskonferenz in einem weiteren SZ-Artikel daran erinnert,² dass der Westen mit seinem militärischen Beistand, von dem ja die Fortsetzung des Krieges abhängt, eine moralische Mitverantwortung übernommen hat.

JÜRGEN HABERMAS

Der Mann: seit mehr als einem halben Jahrhundert der wichtigste Denker der und für die Bundesrepublik. Geboren 1929 in Düsseldorf, lebt am Starnberger See.

Das Werk: zu groß, um alles zu nennen.

Exemplarisch: *Strukturwandel der Öffentlichkeit* (1962), *Erkenntnis und Interesse* (1968), *Theorie des kommunikativen Handelns* (1981).

Von Habermas geprägte Begriffe: zu viele, um alle zu nennen.

Exemplarisch: »Verfassungspatriotismus«, »herrschaftsfreie Kommunikation«, »Diskursethik«.

Ganz unabhängig vom Widerstandswillen der Ukrainer trägt er mit seiner logistischen Hilfe und seinen Waffensystemen eine Mitverantwortung für die täglichen Opfer des Krieges – für jeden weiteren Toten, jeden weiteren Verwundeten und jede weitere Zerstörung von Krankenhäusern und lebenswichtigen Infrastrukturen. Daher wäre es auch kein Verrat an der Ukraine, sondern eine normativ gebotene Selbstverständlichkeit, wenn die USA und Europa hartnäckig alle Chancen für einen Waffenstillstand und einen für beide Seiten gesichtswahrenden Kompromiss ausloten würden.

In den 1990er-Jahren haben Sie die Nato-Intervention auf dem Balkan verteidigt. Doch jetzt sind Sie der vielleicht sichtbarste deutsche Skeptiker gegenüber der insbesondere über die Nato organisierten Unterstützung der Ukraine.

Ich habe soeben erklärt, warum das eine unzutreffende Unterstellung ist: Ich habe mich nicht gegen eine wirkungsvolle Unterstützung der Ukraine ausgesprochen. Ich kritisiere den Verzicht auf eigene Perspektiven und Ziele des militärischen Beistandes und ebenso die Verleugnung der eigenen moralischen Mitverantwortung für die Opfer des Krieges.

Aber haben Sie sich inzwischen nicht doch verändert oder hat sich der Kontext geändert? Hatte Ihre Unterstützung für die Balkan-Intervention damit zu tun, dass Sie diese als solidaritätstiftend für Europa ansahen? Befürchten Sie nun, dass die Ukraine-Politik das Gegenteil bewirken könnte? Kurzum: Warum waren Sie in den 1990er-Jahren auf der Seite der liberalen humanitären Interventionisten? Und warum vertreten Sie jetzt eine Position, die sonst eher mit der harter Linker, aber auch mit der US-amerikanischen Realisten wie John Mearsheimer oder der von Experten der RAND Corporation in Verbindung gebracht wird? Ich habe die auf Carl Schmitt und Hans Morgenthau zu-

rückgehende Auffassung des politischen Realismus immer für falsch gehalten, dass es zwischen Nationen keine Gerechtigkeit geben kann. Das schließt eine zufällige Übereinstimmung in einzelnen Schlussfolgerungen, die wir aus verschiedenen Prämissen ziehen, nicht aus. Den völkerrechtlich zweifelhaften Kosovokrieg, den die Nato 1999 ohne Beschluss des Sicherheitsrates auf Drängen der US-Regierung unter Bill Clinton geführt hat, habe ich damals aus humanitären Gründen für legitim gehalten. Das war ein schwerwiegendes Urteil, denn seit Gründung der Bundesrepublik handelte es sich um den ersten militärischen Einsatz der Bundeswehr. Gleichwohl habe ich diesen seinerzeit mit ähnlichen Qualifikationen wie der führende Völkerrechtler Christian Tomuschat als humanitäre Intervention für gerechtfertigt gehalten. Mit europapolitischen Hoffnungen hatte das gar nichts zu tun. Vielmehr hatte das Ende des Kalten Krieges Hoffnungen auf eine dauerhaft befriedete Weltgesellschaft geweckt. Wir konnten damals schon auf ein Jahrzehnt der humanitären Interventionen zurückblicken – auch wenn diese nicht immer erfolgreich gewesen waren. Am Anfang des Jahrzehnts hatte das Programm von George Bush Senior gestanden: Unter Führung der damals noch einzigen und unbestrittenen Supermacht sollte das im Medium des Völkerrechts längst etablierte Menschenrechtsregime nun auch politisch durchgesetzt werden. Es gab genügend Anhaltspunkte für den Willen und die Fähigkeit der USA, eine andere Politik zu verfolgen als die, die wir heute – nach George W. Bushs abenteuerlichen Interventionen, nach Obamas politischer Halbherzigkeit und nach vier Jahren Irrationalität eines Typen wie Trump – von einer absteigenden und unberechenbar gewordenen Supermacht erwarten dürfen. Bidens Regierung, über die wir alle erleichtert sind, ist nicht in Stein gemeißelt.

Am Ende der 90er-Jahre waren die USA noch eine Supermacht, die sich seit dem Zweiten Weltkrieg auch jenseits Europas eine unbestrittene Autorität erworben hatte. Gleichzeitig konnten wir auf eine Welle von Neugründungen demokratischer Regime zurückschauen. In Academia hatten Disziplinen wie die Friedensforschung, die internationalen Beziehungen und das Völkerrecht einen enormen Aufschwung erfahren. Die von deutschen Juristen angestoßenen Entwürfe zu einer Konstitutionalisierung des Völkerrechts wurden noch ernsthaft diskutiert. Viele Juristen sahen damals gute Gründe für den Erfolg einer Politik der weltweiten Durchsetzung der Menschenrechte. Es ist zu billig, sich über einen solchen Idealismus rückblickend lustig zu machen. Jeder gute Zeithistoriker schreibt Geschichte nicht nur zynisch vom enttäuschenden Ergebnis her, so als hätte es der hartgesottene Realismus immer schon besser gewusst! Im Bewusstsein der Kontingenzen geschichtlicher Ereignisse wird der Historiker auch jene enttäuschten, aber seinerzeit nicht unbegründeten Intentionen und Hoffnungen würdigen, ►

16 die das Handeln der mit ihren Plänen gescheiterten Protagonisten geleitet haben. Wir erkennen oft erst nachträglich, warum sie gescheitert sind.³

Wenn Sie sich also an den historischen Kontext jener Jahre erinnern, liegt der Kontrast mit der heutigen Situation auf der Hand. Eine absteigende und im Inneren politisch zerrissene Supermacht konzentriert sich heute in erster Linie auf die Konkurrenz mit der aufsteigenden Großmacht China, während die EU nach wie vor zersplittert und von innen durch rechtspopulistische Bewegungen geschwächt ist. Die lautstark beschworene Einheit und Stärke der Nato ist schon eine Reaktion auf den Umstand, dass sich inzwischen die geopolitische Lage drastisch zuungunsten des Westens verändert hat.

**»AUCH OHNE PARTEIBUCH
VERSTEHE ICH MICH ALS LINKEN
SOZIALDEMOKATEN. ABER
ALS ÖFFENTLICHER INTELLEK-
TUELLER HABE ICH DIE SPD
ZEITLEBENS KRITISIERT.«**

Jürgen Habermas

Aus postkolonial aufgeklärter Sicht kann der Westen nicht mehr die Backen aufblasen, um mit normativen Appellen an eine Menschenrechtsordnung, die er selber verletzt hat, neutrale Mächte wie Indien, Brasilien und Südafrika zur Parteinahme gegen Russland für eine Unterstützung der Ukraine gewinnen. Mit der Schwächung seines eigenen geopolitischen Einflusses, wie sie jüngst noch von Fiona Hill selbstkritisch dargestellt worden ist,⁴ hat der Westen, empirisch betrachtet, die globale Glaubwürdigkeit und Autorität verloren, die nötig wären, um sich wie noch in den 90er-Jahren mit normativen Argumenten zum Anwalt der politischen Durchsetzung der Friedens- und Menschenrechtsordnung zu machen. Nicht als wären unsere normativen Argumente heute nicht ebenso richtig wie damals; aber heute müssen wir wohl eher die Sorge haben, dass die Grundsätze der UN durch eine »ohnmächtige« politische Rhetorik, sei diese nun ein Zeichen von politischer Naivität oder von Chuzpe, nicht auch noch den Rest von internationaler Anerkennung verlieren. Die inzwischen üblich gewordene Rede von »unseren Werten« trägt eher zur Entwertung vernünftiger gerechtfertigter Grundsätze bei.

Ihre Beiträge in deutschen Zeitungen lassen Sie wie einen Berater der Sozialdemokraten erscheinen.

Politikberatung war nie meine Sache. Auch ohne Parteibuch verstehe ich mich zwar als linken Sozialdemokraten; aber als öffentlicher Intellektueller habe ich die SPD zeitlebens kritisiert.

Was halten Sie von den deutschen Grünen? Wie kommt es, dass eine Partei, die einst auf der Angst vor und der Ablehnung von Atomkraft – und Atomwaffen – aufbaute, nun die Partei ist, die am ehesten bereit ist, einen Atomkrieg zu riskieren? Wie lässt sich diese Entwicklung erklären? Hat sich nach 1989 eine Art antitotalitärer Bazillus in der Partei breitgemacht?

Die Grünen haben das historische Verdienst, das Thema des Klimawandels auf die politische Agenda gesetzt zu haben. In Deutschland haben sie freilich inzwischen ihren linken sozialpolitischen Flügel abgestoßen; ihre jungen Wähler stammen überwiegend aus ähnlichen Milieus wie die wirtschaftsliberalen Freien Demokraten. Und was ihre »antitotalitäre« Haltung angeht, bin ich unschlüssig. In Deutschland ist dieser Ausdruck selten symmetrisch, sondern fast immer nur gegen links verwendet worden.

Sie sind seit Langem ein Skeptiker der NATO und haben in den 1980er-Jahren sehr scharfe Worte für die Organisation gefunden. Gemeinsam mit Frankreichs Präsident Macron fordern Sie, dass Europa eigene Selbstverteidigungskapazitäten entwickelt. Würde das auch bedeuten, dass sich Europa aus so etwas wie einer amerikanischen Vormundschaft befreit? Und ist eventuell die NATO selbst das Haupthindernis für jede unabhängige europäische Verteidigungsinitiative? Es gibt Beobachter, die der Ansicht sind, dass das aus US-amerikanischer Sicht von jeher eine wichtige Funktion der NATO war, aber auch, wenn man so weit nicht gehen möchte: War und ist die NATO für Washington ein nützliches Instrument, um Europa in anderen Bereichen wie Handel und Währungspolitik Zugeständnisse abzurufen?

So arbeiten wir uns an einem Missverständnis nach dem anderen ab. Aber der Reihe nach: Ich genieße in der deutschen Öffentlichkeit die Reputation einer lupenreinen proamerikanischen Einstellung. Das ist bei meinem Jahrgang auch kein Verdienst. Als Verdienst rechne ich mir an, in der alten Bundesrepublik immer wieder auf die Notwendigkeit einer »normativen« Identifikation mit der politischen Tradition und Kultur des Westens hingewirkt zu haben. Die NATO kam vielleicht ins Spiel, wenn ich darauf beharrt habe, dass eine »instrumentelle« Westorientierung aus Gründen des militärischen Schutzes, den uns die USA während des Kalten Krieges gewährt haben, nicht genügt. Denn damit »allein« wäre aus dem Adenauer-Deutschland – mit seiner ungebrochenen personellen Kontinuität von ehemaligen Nazis in fast allen Funktionsbereichen – kein zuverlässiger demokratischer Part-

ner geworden. Sie können gar nicht wissen, wie oft ich seit meiner Heidegger-Kritik 1953 gesagt und geschrieben habe, dass sich bei uns Antiamerikanismus stets mit den fragwürdigsten deutschen Traditionen verbunden hat.

Aber wenn die NATO auch die Möglichkeit einer annähernden europäischen Autonomie in Weltangelegenheiten verhindert, wäre es dann nicht lohnenswert, eine eher gaullistische Position einzunehmen und die Möglichkeit eines Austritts aus der NATO zu erwägen?

Ich kann mich nicht erinnern, je den Austritt der Bundesrepublik aus der NATO gefordert zu haben. Und mit Gaullismus hatte ich nie etwas am Hut. Das ist wohl auch der falsche Name für die Europapolitik von Macron, dessen ehrgeizige Initiativen für ein in der Welt politisch handlungsfähiges Europa alle am Widerstand der deutschen Bundesregierung, vor allem an Bundeskanzlerin Angela Merkel und ihren Finanzministern Schäuble und Scholz, gescheitert sind. Allerdings haben Macrons Pläne wohl ebenso wenig im Interesse der amerikanischen Regierung gelegen. Aber das alles ist Vergangenheit. Ich glaube nicht, dass die EU noch eine Zukunft als ein global einflussreicher Akteur haben wird. Wenn Macron heute im Hinblick auf den Ukrainekrieg intelligent an die Interessendifferenzen erinnert, die auch zwischen den USA und den Westeuropäern bestehen, befolgt er doch nur ein ganz normales Gebot der politischen Klugheit. Und ist es nicht eher ein Fehler der Europäer, die für den Westen insgesamt eingetretene Verschlechterung der geopolitischen Lage zu vernachlässigen? Und ist es für die längerfristige Unterstützung der Ukraine nicht eher gefährlich, wenn wir die Augen vor der Unberechenbarkeit eines Partners verschließen, von dem auch unsere eigene Sicherheit immer noch vollständig abhängt? Die spätestens seit Trump offensichtliche politisch-kulturelle

Spaltung der amerikanischen Gesellschaft, die Auflösung des amerikanischen Parteiensystems und die Erschütterung wichtiger politischer Institutionen wie des zur Unparteilichkeit verpflichteten Supreme Court sind Entwicklungen, die sich, wenn sie an die Rolle von Newt Gingrich denken, schon seit Mitte der 90er-Jahre angebahnt haben; und sie haben, wie ich fürchte, tiefer greifende Wurzeln. ◀

Dieses Interview ist zuerst in englischer Sprache in der Literaturzeitschrift Granta erschienen. Herzlichen Dank für die Abdruckgenehmigung. granta.com

- 1 Habermas, Jürgen: War and Indignation. The West's Red Line Dilemma (SZ 29.04.2022). <https://www.sueddeutsche.de/projekte/artikel/kultur/the-dilemma-of-the-west-juergen-habermas-on-the-war-in-ukraine-e032431/?reduced=true>
- 2 Habermas, Jürgen: A Plea for Negotiations (SZ 15.02.2023). <https://www.sueddeutsche.de/projekte/artikel/kultur/juergen-habermas-ukraine-sz-negotiations-e480179/?reduced=true>
- 3 Eckel, Jan; Stahl, Daniel (Eds.): Embattled Visions. Human Rights since 1990. Göttingen 2020
- 4 Hill, Fiona: Ukraine in the New World Disorder. The Rest's Rebellion against the United States. <https://news.err.ee/1608977948/fiona-hill-ukraine-in-the-new-world-disorder>

EWS
Elektrizitätswerke
Schönau

Energie in Bürgerhand!

Für Energiegerechtigkeit und Klimaschutz.
Gegen Atomkraft und Kohlestrom.

Jetzt zu 100 % genossenschaftlichem
Ökostrom wechseln: [ews-schoenau.de](https://www.ews-schoenau.de)

MAJA GÖPEL
ist Ökonomin, Bestsellerautorin
und Gründerin des Science-Society-Netz-
werks Mission Wertvoll. Sie beschreibt ab
dieser Ausgabe regelmäßig
»Neue Ideen, neue Allianzen«
in taz FUTURZWEI.

DIE STANDORTFRAGE

Was ist »unser« Standort in der neuen Realität? Erst einmal ist es der Westen und insbesondere Deutschland. Die Standortfrage wird tatsächlich nur mit einer guten Prise Patriotismus zu lösen sein.

Wie kommen wir denn nun raus aus diesen ganzen Krisen? Die Diversität der Antworten war wohl selten so breit gespannt wie heute. Und prompt ertönt aus nicht wenigen Ecken der Transformationsrenitenz, wir gingen jetzt besser mal zurück zur Normalität vor den Krisen. Oder lieber gleich zu der Variante der 90er-Jahre. Also raus aus der Krise durch rigiden Rückwärtsgang? Das wird leider nichts. Denn die Welt hat sich schlicht weiterentwickelt. Und damit auch die Frage nach unserem Standort in eben dieser neuen Realität.

Mit »unserem« ist nun erst einmal der Westen und insbesondere Deutschland gemeint. Also die Nationen und Konzerne, die nach dem Fall der Mauer und mit dem Aufbau globaler Institutionen ihre Version einer kapitalistischen Marktwirtschaft zum Standard erhoben und verallgemeinert haben. Das hat vielen Menschen sehr viel materiellen Wohlstand beschert. Insbesondere auch an den Standorten, an denen die Regeln des Internationalen Währungsfonds, der Weltbank und der Welt Handelsorganisation erlassen wurden. Heute aber kehrt die Globalisierungslogik als Bumerang in den Westen zurück. Heute fluten subventionierte Produkte aus China die westlichen Märkte und machen lokale Anbieter kaputt. Das kannten wir bisher nur andersherum, seien es die hohen Exportsubventionen der EU für Agrarprodukte oder die Haufen billiger Klei-

der, die sich als »Spenden« an Stränden Afrikas stapeln und in Dörfern brennen. Dort wird wohl auch das landen, was die chinesischen Onlinehändler Shein und Temu in Millionen Paketen durch den deutschen Zoll quetschen, der ob der schieren Menge den Anspruch auf Qualitäts- oder Sicherheitskontrollen aufgegeben hat.

Die deutsche Zwischennutzung auf dem Weg zum Müllberg zerstört dennoch die Absatzchancen von Anbietern mit höheren Produktstandards und Preisen. Das werden auch die Strompreise nicht richten und wer diese Produkte kaufen soll, wenn die Löhne nicht steigen dürfen, wird auch nicht beantwortet. Anstatt kleinteiliger Einzelsymptombekämpfung braucht es also eine etwas ambitioniertere Standortstrategie und das Zusammenwirken von Maßnahmen. Und in dieser Strategie darf nicht vergessen werden, dass »die Wirtschaft« immer noch eine Kooperationsform von Gesellschaften ist und nicht von den Lebenserfahrungen der Menschen dort zu trennen.

Das lässt sich in den USA beobachten, deren Wirtschaft und Jobmarkt brummen, wo eine Menge Leute aber trotzdem wütig und unzufrieden sind. Gefangen im Verdrängungskampf zwischen Demokraten und Republikanern ist die bisherige Weltmacht so gespalten, dass sie politisch kaum mehr handlungsfähig ist, zumindest nicht zuverlässig. Die seit Langem aufgebaute Rekordverschuldung deutet darauf hin, wie

wichtig das Geld drucken für noch mehr Produktion und Konsum inzwischen ist, um die Nation zusammenzuhalten. Dabei hilft natürlich, dass die USA den Standortvorteil der globalen Reservewährung genießt und auch die machtvollsten Finanz-, Technologie- und Rüstungskonzerne sich dort noch heimatlich verpflichtet. Diese treiben heute die »Öffnung« der Märkte voran und werden trotz Rekordgewinnen mit geringen politischen Auflagen oder Subventionen gelockt, insbesondere wenn es um die Technologien der digitalen und elektrifizierten Zukunft geht. In den USA wiederum wird die Standortsicherung durch mehr Zölle, lokale Produktionsauflagen, nachgelagerte Steuergutschriften und Einfuhrverbote betrieben.

Und der europäische Standort? Verzettelt sich in nationalen Selbstüberschätzungen. Deutschland first in den Subventionen und Beihilfen und das *German Vote* für Partikularinteressen gegen bereits abgestimmte Politik. Diese Partikularinteressen werden noch von Dexit-Fantasien der Rechtsaußen übertönt. Nur sind europäische Nationalismen sehr klein verglichen mit Flächenstaaten wie China, Russland, die USA oder auch Brasilien, Indien, Indonesien und Südafrika im Konzert der African Union. Bei Großbritannien gibt es noch das Commonwealth. Über die Hälfte der deutschen Exporte gehen ins europäische Ausland. Auch die Versorgungssicherheit mit erneuerbaren Freiheitsenergien, wegweisender Wissenschaft und Forschung, gut gebildeten

»UM AUS DEN VIELEN KRISEN
HERAUSZUKOMMEN, MÜSSEN
WIR DIE STANDORTFRAGE
AUS DER ZUKUNFT HERAUS
DENKEN.«

und kooperativen Menschen, mit Innovationskapital und Zukunftstechnologien, sauberem Wasser und gesundem Lebensraum, kulturellem Reichtum und Kreativität, all das wird durch ein Zurückdrehen ins Nationale und vermeintlich Normale nicht wachsen. Auch die Verteidigungssicherheit wird nicht besser durch 27 Einzelstrategien, dafür werden die Ausgaben zur Aufrüstung als Konkurrenz zur sozialen Absicherung der Bevölkerung verhandelt. Nullsummenspiel. Statt dass durch eine vergemeinschaftete Strategie die Gesamtkosten für Verteidigung geringer werden und das soziale in der Marktwirtschaft geschützt werden kann.

Um aus den vielen Krisen rauszukommen, müssen wir die Standortfrage aus der Zukunft denken. Raus aus dem Normalismus-Tunnel, durch den nur eine Zukunftsvision als mög-

lich erscheint: alles wie bisher, nur noch doller und schneller, sei es arbeiten und produzieren, shoppen, chatten und selbst-optimieren, dann natürlich wieder investieren und – wenn möglich – Renditen kassieren. Die Digitalisierung wird dabei zum Brandbeschleuniger. Und doch wird Deutschland damit weder das chinesische noch das US-amerikanische Standortmodell kopieren können. Wohl aber die gemeinsame Strategie mit den europäischen Nachbarn verlieren. Gewinnen werden dabei immer weniger Personengruppen.

»UND DER EUROPÄISCHE
STANDORT? VERZETTELT
SICH IN NATIONALEN SELBST-
ÜBERSCHÄTZUNGEN.«

Die Konzentration der Subventionen auf bereits große Firmen oder Bauern zulasten der vielen kleineren und damit diversen, in ihren Standorten eingebundenen Unternehmen wird weder dem Thema Resilienz gerecht, noch wird erklärt, wie diese Oligopolstrukturen eigentlich zu Wettbewerbsfähigkeit durch Qualität statt Macht führen sollen. Dann ist da die Schere zwischen Finanzkapitalerträgen und Reallöhnen, die einen steigen fröhlich durch die Inflation, die anderen sind durch sie so stark gesunken wie seit dem Zweiten Weltkrieg nicht mehr. Nicht zu vergessen die Einseitigkeit, mit der Steuererleichterungen für wichtige IT-Berufler erfolgen – ohne Rücksicht auf die kurz mal als systemrelevante Dienstleistungen erkannten Pflege- und Logistikberufe. Der Druck auf Frauen, nun auch alle aus der Teilzeit zu kommen, ohne ernsthaft zu fragen, wo Kinder und Pflegebedürftige versorgt werden sollen und wieso es eine Fortschrittserzählung ist, wenn Familien neben der Fürsorgeleistung und dem Schlafmangel auch noch 40 Stunden in Erwerbsarbeit verbringen dürfen.

Daran wird auch eine Leitkultur nichts ändern, in der es zum guten Ton gehört, »auf gepackten Koffern« zu sitzen. Wir werden aus den Krisen genau dann rauskommen, wenn statt diverser »anderer«, die sich zu ändern hätten, einmal der Blick klar auf die gesellschaftlichen Ziele gelegt wird, die sich der Standort Deutschland, die Europäische Union und auch die Weltgemeinschaft noch 2015 gesetzt haben. Die globalen Nachhaltigkeitsziele sind der bisher weitgehendste Versuch, soziale, ökologische und ökonomische Faktoren so zusammenzudenken, dass Lösungen entstehen, die weniger gegeneinander ausspielen und die allen Bürger:innen auf dem ▶

20 Planeten ähnliche Lebenschancen einräumen sollen. Der Auftrag an reiche Länder wie Deutschland war klipp und klar formuliert: Das Normale war nicht nachhaltig. Daraus folgt die Agenda einer sozialökologischen Transformation. Diese Ziele sind heute nicht weniger durchdacht, nur weil Krisen den Weg dorthin weniger planbar machen. Genau betrachtet, hängen die Krisen genau damit zusammen, dass so lange gewartet wurde, das Erreichen der Ziele auch mal zu priorisieren und eben nicht im Normalismus weiter zu adaptieren.

Eine Politik, die uns dahin führte, würde auch die zunehmende und undefinierte Labelerei in links und rechts endlich wieder einordnen. Sowohl die liberale Werteordnung des Grundgesetzes als auch die Nachhaltigkeitsstrategie als übergeordnete politische Richtschnur sind in Situationen entstanden, die von Krisen bestimmt waren: nach dem Zweiten Weltkrieg und nach dem ersten großen Ölpreisschock und der Entdeckung, dass Menschen ohne gesunde Umwelt nicht gut leben können.

»DIE STANDORTFRAGE WIRD TATSÄCHLICH NUR MIT EINER GUTEN PRISE PATRIOTISMUS ZU LÖSEN SEIN.«

Gerade wenn es krisenhaft rüttelt und schüttelt, bietet ein klarer Wertekompass mehr Sicherheit im Wandel als immer wieder implodierende Versprechen an das Wahlklientel, dass alles wieder so werden könnte, wie es bisher war. Natürlich ist es auch menschlich, in besorgniserregenden Zeiten die eigene Situation zu priorisieren. Genau deshalb haben wir in repräsentativen Demokratien Regelwerke, Institutionen und Ämter geschaffen, die das Gemeinwohl über das Partikularinteresse stellen.

Gerade in Zeiten der Verunsicherung und des schwindenden Vertrauens in die Führung aus Politik und Wirtschaft, sollten sich eben diese Instanzen mehr denn je daran messen lassen, ob ihre Entscheidungen dabei helfen, diese Ziele zu erreichen. Dabei hilft eine Leitkultur, sich in dieser Darstellung auch an wissenschaftlicher Evidenz zu orientieren.

Umgekehrt ist gerade für privilegierte Personen höchste Zeit, sich selbst die Standortfrage zu stellen und nicht nur auf »die Politik« zu schimpfen, sondern als Unternehmensentscheider oder vermögende Person den ehrbaren Kaufmann und die Citoyen wiederzuentdecken: Nichts hat das

Vertrauen in »die Elite« so geschwächt, wie das Muster, die Verluste zu sozialisieren (Kurzarbeit und andere Bazookas) und die dann nachfolgenden Gewinne wieder zu privatisieren. Nichts wirkt aktuell schaler als eine erzürnte Debatte über arbeitsunwillige Bürgergeldempfänger:innen, die den Staat 10 bis 20 Millionen kosten, wenn pro Jahr 100 Milliarden an Steuern von denen hinterzogen werden, die wirklich genug haben.

Und so wird die Standortfrage tatsächlich nur mit einer guten Prise Patriotismus und konservativen Werten zu lösen sein. Ludwig Erhard hat die Ethik dahinter in seiner Regierungserklärung als Bundeskanzler 1963 auf den Punkt gebracht: »Es würde einen gewaltigen Fortschritt in den öffentlichen Dingen unseres Staates bedeuten, wenn die große Macht und der Sachverstand der Interessengruppen und die Fülle der Talente auch für die allgemeinen Aufgaben des Gemeinwesens zur Verfügung stünden.« ◀

MENSCHENVERACHTENDE ZUMUTUNGEN

Was meinen, was sollen und was taugen gern benutzte Begriffe für das politische und gesellschaftliche Verständnis der Gegenwart? Nach dem großen Erfolg in der vorigen Ausgabe und live beim tazlab hier nun Teil 2.

WIRTSCHAFT ANKURBELN

Rätselfrage: Warum gab es bis 1911 etwa doppelt so viele E-Autos in den USA wie Verbrenner? Trotz geringerer Reichweite? Na? Weil man den Verbrennungsmotor mit einer Kurbel in Gang setzen musste, während das E-Auto einfach auf Knopfdruck losfuhr. Das Ankurbeln war nicht nur mühsam, sondern auch gefährlich, weil man verletzt oder gar erschlagen werden konnte, wenn die Kurbel durch den laufenden Motor gewissermaßen zurückschlug. Erst als Charles Kettering den elektrischen Anlasser am 17. Februar 1911 erfand, wurde das Ankurbeln überflüssig und der globale Siegeszug des Autos mit Verbrennungsmotor begann. Dem kulturellen Gedächtnis blieb nur das Auto von Oma Duck überliefert, das letzte E-Auto vor seiner Renaissance im 21. Jahrhundert (mal sehen, wie lange die geht).

Das »Ankurbeln« als Konzept hat sich viel länger gehalten und freut sich ungebrochener Bedeutung immer dann, wenn Wirtschaftswisende und -politiker Maßnahmen ergreifen, um »die Wirtschaft anzukurbeln«. Was ja eigentlich urkomisch ist, weil die Vorstellung schlicht dieselbe geblieben ist: Motor läuft nicht, muss man ordentlich kurbeln, dann Motor läuft von selbst. Diese Vorstellung ist prozessual mit der Fahrradtheorie des Kapitalismus verwandt (man muss immer treten, sonst kippt er um), zeigt aber einmal mehr, wie schlicht die Wirtschaftswissenschaften aufgestellt sind, weshalb es bis heute auch immer wieder zu Fehlzündungen kommt.

HARALD WELZER

ZUMUTUNGEN

Ihr wollt was? Klimaschutz? NOCH mehr? NOCH schneller? Sag mal, hackt es? Man kann den Leuten in Sachen Klima nicht NOCH MEHR zumuten, jetzt müsse doch auch mal gut sein. So oder so ähnlich hören wir das seit Jahren, und spätestens seit dem Heizungsgesetz ist Zumutungslosigkeit in Sachen Klimapolitik für alle Beteiligten verpflichtend.

So, jetzt muss man sich fragen, von welchen Zumutungen da die Rede sein soll? Die Wärmepumpen-Pflicht, die nicht kam? Der CO₂-Preis, der in keinem Verhältnis zu regulären Benzin-Preisschwankungen steht? Das Beinahe-Ende der Agrardieselsubvention? Ein Verbrenner-Aus, das nach all den Schlupflöchern, den Namen nicht mehr verdient? Die Fleischsteuer, die ... ach, die wird nicht mal mehr diskutiert.

Sorry to say, wer mit Zumutungen vor allem Klimaschutzmaßnahmen mit Wirkung meint, den muss man hier enttäuschen. Mit dieser Art von Zumutungen hat die Regierung nicht mal mehr wirklich angefangen. Das Schöne: Wirksamer und gerechter Klimaschutz ist das beste Mittel gegen Zumutungen, mit denen wirklich Schluss sein sollte: schlechte Luft, lebensbedrohlicher Stadtverkehr, abgehängtes Landleben, verseuchtes Grundwasser, hitzekranke Großeltern – und vor allem: post-faktische Klima-Pseudodebatten, in denen man mit Schmerzen zuschauen muss, wie ein gekränkter Fossiler nach dem anderen loszieht, um Zumutungen durch Klimaschutz allen Ernstes mit den Zumutungen durch die Klimakrise gleichzusetzen.

LUISA NEUBAUER ist Klimaaktivistin und Publizistin.

MENSCHENVERACHTEND

Ohne Kenntnisse in Quantenmechanik ist manchen Begriffen nicht mehr beizukommen. So erscheint beispielsweise die »Cancel Culture« mal als Tatsache, mal als Märchen – je nachdem, wen man fragt. Was auch für »Wokeness« gilt, also die Hellhörigkeit für rassistische, sexistische oder soziale Diskriminierung. Wird sie von ihren Widersachern neckisch als ideologisch verblendet und also »woke« bezeichnet, löst sich diese Hellhörigkeit unter Protest in Luft auf – und nennt ihre Gegner im rhetorischen Gegenschlag »mensenverachtend«.

Beide Adjektive, »woke« und »mensenverachtend«, sind als negativ geladene Teilchen in spukhafter Fernwirkung miteinander verschränkt. Gerade Hellhörige aber sollten nicht die Strategie der Schwerhörigen übernehmen, jede unliebsame Einlassung mit dem universalistischen Dampfhammer zu ahnden. Es genügt, einen Witz »dumm« zu finden, eine Forderung »töricht« oder ein Gesetz »unfair«. Ein inflationärer Gebrauch von »mensenverachtend« nimmt der Zuschreibung ihre Wucht. Sie sollte systemischen Verhältnissen vorbehalten bleiben, die in fundamentaler Opposition stehen zur Menschlichkeit schlechthin – die, und das ist gerade der Witz mit der Menschenwürde, auch dem Menschenfeind nicht abzusprechen ist.

ARNO FRANK

»Für keine der antiökologischen Positionen der Republikaner gibt es eine Mehrheit in der Gesellschaft«: Ella Müller.

SCHEITERT DER WESTEN AN DER KLIMAKRISE?

23

Ausgerechnet die gespaltene US-amerikanische Gesellschaft ist in einer Zeit voller Krisen in eine fossildfreie Zukunft aufgebrochen. Nur die Abschaffung der liberalen Demokratie durch die Republikaner kann das noch stoppen.

TEXT: ELLA MÜLLER | FOTOS: JARED SOARES

Erderwärmung und Klimapolitik stehen in diesem Jahr weder in der EU noch in den USA im Zentrum des demokratischen Wettbewerbs. In Europa gibt es seit einiger Zeit sogar einen Backlash, rechtsautoritäre und teilweise auch konservative Parteien werben mit Rhetorik gegen Klimapolitik für sich. Was sagt das aus über den Westen, seine demokratischen Gesellschaften und politischen Systeme? Sind sie überhaupt in der Lage, auf existenzielle Herausforderungen angemessen zu reagieren? Antworten auf diese Fragen liefert ein Blick in die USA: Er macht verständlich, was die antiökologische Radikalisierung reaktionärer Kräfte antreibt und wie Demokratie- und Klimakrise zusammenhängen. Er gibt aber – trotz allem – auch Grund zur Hoffnung, denn ausgerechnet das amerikanische Beispiel zeigt, wie auch unter widrigsten politischen Bedingungen das Ende der fossilen Ära eingeleitet werden kann.

Manchmal ist es hilfreich, die Schuldfrage zuallererst zu klären, um sich dann den produktiven Fragen widmen zu können: Klimaschutz ist in den USA in den letzten drei Jahrzehnten vor allem an der strategischen Radikalisierung der konservativen Bewegung gescheitert. Verbissen leisten Republikaner im Kongress seit den 1990er-Jahren Widerstand gegen alles, was nach grüner, progressiver oder liberaler Politik klingt. Es ist eine der fatalsten Gleichzeitigkeiten unserer Gegenwart, dass das konservative Amerika den Kampf gegen die liberale De-

mokratie ausgerechnet in dem Moment zur Priorität erklärt hat, in dem es die Klimakrise endlich oben auf die politische Tagesordnung geschafft hatte.

Man sollte sich aber davor hüten, diesen Widerstand mit kulturellen Mythen über Amerika zu verklären und ihn dadurch zu entpolitisieren. »Der Amerikaner« ist weder zu freiheitsbewusst noch zu staats skeptisch für Klimaschutz – keines dieser Klischees hält einer historischen Überprüfung stand. Ein offener Blick in die Geschichte zeigt: Amerika kann effizienten Umweltschutz, und sogar republikanische Präsidenten haben sich bemüht. Richard Nixon, George H. W. Bush und selbst Ronald Reagan haben teilweise bahnbrechende Umweltgesetze unterzeichnet.

Diese Tradition konservativer Umweltpolitik wurde um 1994 gezielt von einer ehrgeizigen Generation rechter Politiker abgebrochen, die erkannten, dass es reaktionäre Kräfte zunehmend schwer hatten, in einer Gesellschaft, die scheinbar immer liberaler und offensichtlich vielfältiger wurde. Besonders Newt Gingrich, ein junger Republikaner aus Georgia, baute seine Karriere auf einer neuen Form der parteipolitischen Fundamentalopposition gegen die Demokraten auf und schwor seine Fraktion auf maximale Kompromisslosigkeit ein. Die Sabotage von Umwelt- und Klimaschutz war nie die politische Priorität von Gingrich und seinen Verbündeten, sie war ein Kollateralschaden der strategischen Radikalisierung, den die ▶

»DER GRUND, WARUM WIR UNSER KLIMA NICHT LÄNGST BESSER SCHÜTZEN, IST EIN DEFIZIT AN DEMOKRATIE.«

24 Konservativen sehr bewusst hinnahmen. 2009 trug die rechte Tea-Party-Bewegung den Kampf gegen Umwelt- und Klimaschutz in die republikanische Basis und erklärte das Themenfeld damit endgültig zum Schlachtfeld der Culture Wars. Heute ist der Widerstand gegen Klimaschutz und jede Form von ökologischer Politik identitätsstiftend für die Republikanische Partei.

Diese Feindseligkeit der amerikanischen Rechten gegenüber dem Klimaschutz ist nicht nur ökologisch fatal, sie wird auch zunehmend zur Belastung für die Demokratie. Für keine der anti-ökologischen Positionen der Republikaner gibt es eine gesellschaftliche Mehrheit in den USA. Die Zustimmungswerte für den Umweltschutz fluktuieren zwar, aber eine Mehrheit der amerikanischen Bevölkerung fordert seit Jahrzehnten besseren Klimaschutz. Es handelt sich beim rechten Anti-Ökologismus um ein Minderheitenprojekt, das mit zunehmender Aggressivität gegen eine gesellschaftliche Mehrheit vorangetrieben werden muss.

Der Grund, warum wir unser Klima nicht längst besser schützen, ist nicht, dass liberale Demokratien keine Lösungskompetenzen besitzen oder nicht lern- beziehungsweise handlungsfähig sind. Der Grund ist ein Defizit an Demokratie im politischen System der USA und die Tatsache, dass allein die Idee einer liberalen, pluralen Demokratie für reaktionäre Kräfte so bedrohlich ist, dass sie allem, was Demokraten am Herzen liegt, den Kampf erklären. Dieser Konflikt zwischen den Republikanern und den Demokraten über das Wesen der US-Demokratie ist existenziell und wird der politische Kontext bleiben, in dem dieses Land Antworten auf die Klimakrise finden muss. Wie kann das gelingen?

Ein erster Schritt muss sein, die Fähigkeiten und Stärken der demokratischen Systeme anzuerkennen. Das Feld Umweltpolitik ist dafür geradezu prädestiniert – gerade, weil es so konfliktreich ist. Die Aushandlungsprozesse über Natur- und Umweltschutz – sei es beim Kohleausstieg, beim Artenschutz oder in der Energieproduktion – sind nicht neu und haben auch in der Vergangenheit alle Beteiligten sehr viel Kraft gekostet, waren öfter schmerzhaft und unbefriedigend als glorreich. Und doch sind in ihnen politische Strategien entstanden und wurden staatliche Werkzeuge entwickelt, mit denen sich auch unvereinbare Interessengegensätze befrieden lassen. Der Umgang mit antiökologischen Protesten ist wiederum elementar für diese Lernprozesse: Auf sie einzugehen, sie auszuhalten, oder sich ihnen entgegenzustellen, ist Ausdruck einer aufgeklärten ökologischen Debatte und einer robusten Demokratie. Und die politische Mobilisierung, teilweise gegen heftigen Widerstand, sowie die intensive öffentliche Aufklärung, die seit Jahrzehnten läuft, belegen wiederum die Resilienz der Umwelt- und Klimabewegung in unseren Demokratien. Es ist ein Defizit unserer klimapolitischen Debatte, dass wir diesen Lernprozessen und Erfahrungsschätzen kaum historische Bedeutung beimessen und so wenig politische Kraft aus ihnen ziehen.

Eines der spannendsten Beispiele für so einen schmerzhaften, demokratischen Lernprozess sind die klimapolitischen Strategien der Administrationen von Barack Obama und Joe Biden.

Fast 16 Jahre ist es her, dass das erste Mal ein schwarzer Amerikaner die Präsidentschaftswahlen gewann und Demokraten auf der ganzen Welt in Euphorie versetzte. Obama bescherte seiner Partei außerdem die Mehrheit im Repräsentantenhaus und – man kann es kaum noch glauben – 60 der 100 Sitze im Senat. Für einen kurzen Moment hatten die Demokraten alles, was es braucht, um ein Land von Grund auf zu reformieren.

Doch Obama und sein Team glaubten nicht nur an change, sie glaubten auch an Konsens und deuteten ihren Wahlsieg als Auftrag, die gespaltenen Staaten von Amerika zu vereinen. Der Abbau von Polarisierung wurde so zum normativen Ziel. Nur eine überparteiliche Mehrheit schien nun eine legitime Mehrheit zu sein.

Frühe Opfer dieses demokratischen Irrtums wurden Obamas Klimaambitionen. Der American Clean Energy and Security Act sollte die Abhängigkeit des Landes von fossilen Brennstoffen unter anderem mithilfe eines Emissionszertifikatehandels abbauen. Das Reformpaket beruhte maßgeblich auf dem Programm des unterlegenen republikanischen Präsidentschaftskandidaten John McCain. Es war der Versuch, Klimaschutz durch eine überparteiliche Mehrheit stärker zu legitimieren und Streit zu schlichten. Doch die amerikanische Rechte war wild entschlossen, Obamas Präsidentschaft scheitern zu lassen und versagte jedem seiner Reformvorschläge die Unterstützung – selbst wenn die Vorlagen aus dem eigenen Programm kamen.

Und auch im demokratischen Amerika musste man lange suchen, um jemanden zu finden, der bereit war, die Klimareform beherzt gegen den dogmatischen Widerstand von rechts zu verteidigen. Bei der amerikanischen Linken war der Entwurf mit seinen marktwirtschaftlichen Mechanismen nicht beliebt, sondern wurde als Ausverkauf an industrielle Interessen und neoliberale Prinzipien verstanden.

Auch die Umwelt- und Klimabewegung war skeptisch. Sie konzentrierte sich in der öffentlichen Schlacht um die Reform darauf, die Defizite des Gesetzes aufzuzählen. Die Medien kommentierten die politische Auseinandersetzung vom Seitenrand, fühlten sich darüber hinaus aber nicht verantwortlich, genauer über die Inhalte des Gesetzes zu informieren. So verendete ein handwerklich durchaus passables Gesetz im Senat, in dem die Demokraten inzwischen ihre absolute Mehrheit verloren hatten. Es sollte in zwei Legislaturperioden nicht mehr gelingen, eine substanzielle Klimareform im eigenen Land zu verabschieden.

Das Gute an diesen acht verlorenen Jahren war, dass ausgerechnet der knapp 80-jährige Joe Biden 2020 die Chance bekam, aus Obamas Fehlern zu lernen.

Als Biden Präsident wurde, war die demokratische Mehrheit im Kongress denkbar knapp. Die republikanische Partei zeigte sich nach Trumps Niederlage wild entschlossen, sich noch weiter zu radikalieren. Die Arbeitslosigkeit stand auf einem Rekordhoch und die Wachstumsraten waren im Keller, die ökonomische Situation war – milde gesagt – angespannt. Der jungen Klimabewegung hatte die Pandemie besonders zugesetzt und die Erschöpfung vieler sozialer Bewegungen war nach vier Jahren Widerstand gegen Trump groß. Die Chancen für ein transformatives Klimagesetz standen 2021 und 2022 ausgesprochen schlecht.

Doch das Verständnis vom Wesen liberaler Demokratien war in den vier Jahren Trump-Regierung deutlich gereift. Die Romanisierung der Institutionen, der nostalgische Blick auf die Gründungs- und Nachkriegsgeschichte der USA und die Sehnsucht nach einer Zeit vor der Polarisierung – all dies wirkte unangebracht, umso mehr sichtbar wurde, wie wenig widerstandsbereit Institutionen wie der Supreme Court gegen antidemokratische Projekte waren und wie exklusiv und repressiv der politische Konsens und die vermeintliche Abwesenheit von Spaltung in der Vergangenheit gewesen waren. Das politische Projekt der Demokraten konnte nach Trump kein restauratives oder nostalgisches mehr sein, sondern musste einen reformativen und progressiven Anspruch haben.

Auch die Umweltbewegung hatte sich nach ihrer schmerzhaften Niederlage unter Obama weiterentwickelt. Das Ergebnis war der Green New Deal, der den Fokus darauf legte, Verbündete an Bord zu holen. Das hatte unter anderem den Effekt, dass Klimaschutz nicht mehr als Selbstzweck gedacht wurde, von dem man nur alle überzeugen musste, sondern als Hebel: für Wohlstand, Wachstum, Aufstieg, Gerechtigkeit und soziale Sicherheit. So gewann man neue Akteure: Industrie, Gewerkschaften, soziale Bewegungen, Gesundheitsbranche und Tech-Unternehmen – viele, die bereit waren für Veränderungen, definierten nun mit, was Klimaschutz sein sollte.



»Der Fokus des Green New Deal war, Verbündete an Bord zu holen«: Historikerin Ella Müller in Washington.

Diese Bündnisse hatten ihren Preis: Sie kosteten der Klimabewegung die Deutungshoheit über ihr Kernthema. Amerika plant aktuell keine Mobilitäts-, Konsum- oder Ernährungswende und am Naturschutz wird beherzt gerüttelt, sobald er die fossilfreie Re-Industrialisierung des Landes zu bremsen droht. Amerikas Dekarbonisierung ist nicht sehr ökologisch, sie ist unvollständig und viele Aspekte des ursprünglichen Green New Deal sind im Laufe der Verhandlungen über Bord gegangen.

Entscheidend aber ist, dass die unglaublich vielfältige, strapazierte und gesplante US-amerikanische Gesellschaft in einer Zeit voller Krisen tatsächlich in eine fossilfreie Zukunft aufgebrochen ist. Nur die Abschaffung der liberalen Demokratie durch die Republikaner kann diesen Aufbruch noch stoppen. ◀

ELLA MÜLLER, Jahrgang 1986, lebt in Washington. Sie leitet dort das Demokratie-Programm der Heinrich-Böll-Stiftung. Zuletzt von ihr erschienen: *Die amerikanische Rechte und der Umweltschutz. Geschichte einer Radikalisierung*. Hamburger Edition 2023 – 368 Seiten, 40 Euro.

»DIE WELT IST GNADENLOS UND SCHÖN«

Ist der Westen erledigt, Joschka Fischer?

PETER UNFRIED UND HARALD WELZER IM GESPRÄCH MIT JOSCHKA FISCHER

taz FUTURZWEI: Herr Fischer, in welchem Alter haben Sie zum ersten Mal verstanden, was der Westen ist?

JOSCHKA FISCHER: Emotional habe ich den Westen recht früh begriffen. Ich gehöre zu einer Generation, die im Schatten des Zweiten Weltkriegs geboren und aufgewachsen ist. Bei mir war das in der amerikanischen Besatzungszone, und die amerikanischen G.I.s waren einfach cool im Verhältnis zu den Kommissköpfen, welche die Ehre hatten, unsere Väter zu sein. Es war einfach Swing. Glenn Miller. Das war eine Form von Musik, die es bis dahin in Deutschland für mich nicht gab. Und dann war da auch das Lässige.

War es Liebe auf den ersten Blick?

Es zog mich einfach an. Dann kam – da war ich immer noch ein kleiner Junge und sogar meine älteste Schwester war hin und weg – Elvis! Also der Rock 'n' Roll. Ich hatte da überhaupt kein Verhältnis dazu. Aber ich fand es gut. Und die alten Kommissköpfe waren dagegen. Auch das hat mich eher davon überzeugt. Und dann kam der Vietnamkrieg. Das war der Bruch.

In der Folge des US-amerikanischen Angriffs auf Nordvietnam und der Protestbewegung von 1968 haben Sie sich von den USA abgewandt.

Es war der ganz große Bruch, aber nicht von der amerikanischen Kultur, vom amerikanischen Lifestyle, von der amerikanischen Popmusik. Bob Dylan war für mich wichtiger als Karl Marx.

Aber der war ja auch westkritisch.

Ja, aber zum Westen zu gehören, bedeutet, Kritik zu bejahen. Auch Kritik an einem selbst. Das zumindest ist mein Verständnis. Es ist ja keine Ideologie, die man sich vor den Kopf nagelt.

Eigentlich reden Sie von einem kulturellen Westen.

Der war und ist enorm attraktiv.

Super attraktiv.

Das ist Softpower. Das ist auch Macht. Die kulturelle Überlegenheit, etwa die Attraktivität von Coca-Cola: Das darf man nicht unterschätzen. Ich glaube, das hat für den Erfolg im Kalten Krieg sehr viel beigetragen. Das hat Sehnsuchtsorte geschaffen. Die Musik, der alltägliche Lifestyle. All das.

Die spannende Frage, auch Ihrer Biografie, ist ja, wie sich der kulturelle Westen in der Wahrnehmung gegenüber dem politischen Westen verhält, etwa Imperialismus und Kolonialismus.

Es gehört alles dazu. Freiheit und auch die Sklaverei gehören dazu. Die Bürgerrechtsbewegung in den 60er- und 70er-Jahren in den Südstaaten.

Die Bewegung von 1968, zu der Sie gehörten, war doch eine Distanzierung vom Westen?

Die AfD heute will weg vom Westen, weg von Amerika, zurück hinter Adenauer und der Westbindung Deutschlands. Für mich war das damals eher die große Annäherung. 1968 in Paris. Dany kommt nach Frankfurt.

Daniel Cohn-Bendit, der die 68er-Bewegung in Paris anführte und von de Gaulle in der Folge aus Frankreich ausgewiesen wurde.

Es war ein bedeutendes Ereignis für mich, als er kam. Der Mai 1968 in Frankreich war schon eine große Annäherung. Die Multikulturalität nahm zu. Man hat Freundschaften geschlossen. Italienische Freunde, französische Freunde, englische Freunde. ▶



»Dann kam Elvis«:
Joschka Fischer,
fotografiert in Zürich 2024.

28 **War die Linke dieser Zeit nicht in vielen Dimensionen total anti-westlich?**

Ich glaube, Antiamerikanismus trifft es besser. Nun war ich kein Freund der offiziellen Politik der USA. Aber antiamerikanisch war ich aufgrund der kulturellen Nähe und ihrer Attraktion nie. Das Problem war, dass ich mir Reisen nach Amerika schlicht und einfach finanziell nicht leisten konnte. Damals war das nicht so einfach.

Wurden Sie denn als Außenminister nicht völlig desillusioniert von den USA?

Ich habe mehr als einmal erlebt, dass es ohne Amerika nicht geht. Nehmen Sie doch nur mal die Balkankrise in den 90ern: Waren die Europäer in der Lage, jenseits ihrer kurzfristigen nationalen Interessen, irgendwas zu machen ohne die USA? Nein.

Gibt es heute noch die kulturelle Attraktion der USA?

Amerika ist nach wie vor der dominante kulturelle Faktor.

Für uns im Westen oder weltweit?

Wenn Sie sich asiatische Städte anschauen: Das neue Peking ist ein Nachbau amerikanischer Städte. Die amerikanisch beeinflusste Jugendkultur verbreitet sich durch das Internet.

Naja, wir haben ja die These nicht exklusiv, dass es geopolitisch, normativ und vielleicht auch kulturell einen Dominanzverlust des Westens gibt.

Jetzt definieren Sie erstmal den Westen.

Der Westen der Nachkriegszeit ist ein Modell, das aufgrund der Verfasstheit von Staat und Gesellschaft Freiheit realisiert und gleichzeitig Rechtsnormen und auch so etwas wie Menschenrechte etabliert. In der Selbstwahrnehmung des Westens war damit der Anspruch verknüpft, dieses Programm weltweit zu verbreiten. Es gibt heute aber mehr Autokratien als Demokratien. Aus meiner Sicht ist der Westen historisch entstanden durch die Öffnung der Seewege durch die Europäer. Was war Europa vor 1492? Abgelegen, isoliert vom eurasischen Superkontinent. Mit der Öffnung der Seewege durch Christoph Kolumbus und dann durch die Portugiesen nach Indien kam Europa aus einer extremen Randlage und auch einer extremen Armut in eine Mittellage. Diese Mittellage hat den Westen geschaffen. Ohne die Öffnung zur Welt, ohne den Reichtum der Kolonien, und dem nachgebauten Europa in den Vereinigten Staaten, wäre vermutlich die Entwicklung in Europa eine ganz andere geworden.

Dieser Westen ist aufgebaut auf die Erschließung neuer Welten, neuer Märkte, Ausbeutung von Natur und der Generierung von Wohlstand, mit der man das Gesellschaftsversprechen des Fortschritts halten kann.

Dieser Westen ist heute im Abstieg. Das gilt vor allen Dingen für uns Europäer. Wir sind in einer entscheidenden Phase. Wenn wir diese verspielen, dann war's das mit dem europäischen Westen.

Heißt?

Technisch sind wir dabei, abgehängt zu werden von den USA und China, aufgrund unserer eigenen Schlafmützigkeit! Europa ist zudem der Kontinent der Kleinräumigkeit. Aus meiner Sicht hat der europäische Nationalstaat keine Zukunft. Er ist zu klein. Aber die Europäer halten zäh an ihm fest. Schauen Sie nach Argentinien. Das war nach dem Zweiten Weltkrieg eines der reichsten Länder. Dann kam ein Absturz ohne Ende. Das kann passieren.

Dieses westliche Projekt, des modernen, freiheitlichen Staates und der offenen Gesellschaft ist unter Stress. Wo gibt es politische Akteure, die es so modernisieren, dass es kulturell attraktiv ist, politisch überzeugend und sicherheitspolitisch funktioniert?

Europa ist vieles, aber es ist eines nicht: Es ist keine Macht. Zumindest jenseits der Wirtschaft und da auch immer weniger. Und Putin stellt uns im Moment die Machtfrage.

Wir haben keine Mittel, darauf zu antworten.

Doch. Die Mittel sind bekannt. Einigkeit und militärische Stärke zur Abschreckung.

Sie haben in einem Interview gesagt, wenn Trump Präsident wird, hilft nur noch der liebe Gott.

Ich meinte damit: Wir müssen uns selber helfen. Es geht nicht anders.

Was heißt das für europäische Außenpolitik?

Wir müssen militärisch so stark werden, dass wir uns selbst verteidigen können. Das wird wohl eine Dekade dauern. Und das muss auch finanziert werden. Das Geld würde an anderer Stelle fehlen, leider.

Dafür haben wir auch keine Kultur. Eine Kultur der Prioritäten.

Wenn es um alles geht, dann ergibt sich die Priorität von selbst.

Das sagen Sie immer, dass das unter dem Druck der Verhältnisse alles passieren wird.

Es ist doch so.

Aber schön wär's, wenn es ein Mindestmaß an vorausschauender Vernunft gäbe.

Gibt es nicht. Was wir jedenfalls gegenwärtig erleben, ist die Ablösung einer Weltordnung durch eine andere. Und das wird eine lange Übergangszeit bedeuten mit viel Chaos.

JOSCHKA FISCHER

Der Mann: Bundesaußenminister der rot-grünen Regierung von 1998 bis 2005. Davor Fraktionsvorsitzender der Grünen im Bundestag und Landesminister in Hessen. In den 1970er-Jahren Berufsrevolutionär. Geboren 1948 in Gerabronn, Baden-Württemberg. Metzgersohn. Lebt in Berlin. Leitet heute die Beratungsfirma Joschka Fischer & Company.

Das Werk: Signaturesatz als Außenminister:

»I am not convinced« – Fischer lehnt gegenüber den USA eine Beteiligung am Irakkrieg ab (2003).

Signaturesatz als grüner Protest-Bundestagsabgeordneter: »Mit Verlaub, Herr Präsident, Sie sind ein Arschloch« – Fischer im Parlament zu Bundestagsvizepräsident Richard Stücklen (1984).

Signaturesatz zum Abschied von der Politik: »Ich war einer der letzten Live-Rock'n'Roller der deutschen Politik – jetzt kommt in allen Parteien die Playback-Generation.« – Fischer in der *taz* (2005).

Letztes Buch: *Zeitenbruch*. KiWi 2022, 144 Seiten, 16 Euro

Was ist die neue Weltordnung?

Was dahin geht, ist die Pax Americana, eine von den USA dominierte und durchgesetzte Weltordnung. Und wodurch wird sie abgelöst? Durch Chaos und Rivalität großer Mächte. Der Krieg in der Ukraine. Der Krieg in Gaza. Stellen Sie sich vor, Taiwan würde auch noch in einem Krieg enden. Nicht zu vergessen, Kim Jong-un.

Dass unsere Zukunft globales Chaos ist, scheint uns im bundesdeutschen Bewusstsein nicht angekommen. Stimmung ist eher: Wäre doch viel schöner, könnten wir unser Modell beibehalten, weniger arbeiten und die Renten erhöhen.

Ja, schöner wäre es, aber danach hat niemand gefragt. Geschichte ist kein Beauty Contest. Im Gegenteil, es werden sehr ernste Fragen aufgeworfen. Welche Rolle wird Europa zukünftig spielen? Und ich sage Ihnen: Die Antwort hängt nur von uns ab.

Ja, wirklich?

Unsere Rolle hängt davon ab, ob wir endlich anfangen, strategisch zu denken und zu handeln. Es hängt nur von uns ab, ob wir Europäer begreifen, dass die Zeiten nationalstaatlicher Herrlichkeit vorbei sind, weil schlicht und einfach die Größenordnungen nicht mehr stimmen. Ich sag es nochmal: Wenn die Europäer nicht wollen, dann war's das in diesen Zeiten eines radikalen technischen und politischen Umbruchs.

Wo sind die politischen Akteure, die können und wollen?

Jede Herausforderung sucht ihr Personal und findet es in der Regel auch.

Das hieße ja, die Herausforderung hat sich Olaf Scholz ausgesucht? 29

Einem Menschen wie Adenauer war auch nicht auf seine alten Tage in die Wiege gesungen, dass er mal die Kernfrage des Deutschen Reiches lösen wird, nämlich die Westbindung.

Sie weichen aus.

Nö. Warum?

Weil die Frage doch ist, ob Olaf Scholz nicht eher die Verweigerung der Herausforderung ist.

Ich will mich zur aktuellen Politik nicht äußern. Ich bin der Ansicht, dass der Druck von außen eine wichtige Rolle spielen wird, sprich: Putin. Wenn wir uns nur mal überlegen, was wir für Diskurse heute in Deutschland haben. Dafür wärs du doch noch vor drei oder vier Jahren gekreuzigt worden.

Wir sind etwas realitätsnäher geworden.

Ja.

Wobei die Frage der Umsetzung ja doch sehr offen ist.

Das braucht seine Zeit.

Geschichte funktioniert so, dass bestimmte Akteure in eine Rolle kommen, wo sie zu Entscheidungen, zu Handlungen gezwungen sind, die sich möglicherweise hinterher als wegweisend herausstellen. Es kann aber auch sein, dass sie historisch überfordert sind – und aktuell, dass Europa sehr überfordert ist.

Vor allem Deutschland und Frankreich. Dieses aktuelle Verhältnis verstehe ich überhaupt nicht. Da tobt ein Krieg gegen die Ukraine, gegen Europa. Und die beiden führenden Nationen leisten sich Regierungschefs, die egomanische Bauchtänze aufführen. Das ist ein großes Problem, vor allen Dingen in Deutschland. Wir haben keine strategische Kultur, wir haben keine historische Kultur in der Bundespolitik. Aus verständlichen Gründen. Mit dieser Geschichte und dem zweimaligen gescheiterten Griff nach der Weltherrschaft ist alles schwierig.

Emmanuel Macron versucht doch, über die Abhängigkeit von den USA hinaus zu denken, um die anderen ein bisschen anzuschieben.

Ich schätze ihn sehr. Die Franzosen haben auch ihr Paket zu tragen, weil sie immer noch die Illusion der Grande Nation haben. Aber auch sie hängen von Amerika ab, wie alle anderen Europäer. Und wenn wir es nicht schaffen, zusammenzukommen, ist die Alternative Unterwerfung. Nicht mehr für mich, aber für die Jüngeren. Auf die junge Generation kommt viel zu. Die werden es ausbaden müssen.

Negatives Szenario: Donald Trump wird Präsident, die Ukraine verliert den Krieg. Was passiert dann?

In Amerika hat ein Rethinking begonnen. Ich glaube, selbst im ▶



»Wenn sie die Hitze am Allerwertesten spüren, dann bewegen sie sich«: Joschka Fischer.

Trump-Lager haben einige Leute begriffen, dass eine Niederlage der Ukraine mit den USA nach Hause geht. Eine Niederlage der Ukraine bedeutet einen Sieg Russlands und der nordatlantischen Allianz China-Russland. Ist das im Interesse der USA?

Könnte Trump das nicht so verkaufen?

Nein, das kann selbst Trump nicht. Das wäre fast eine Kapitulation, bezogen auf ihren Status als Supermacht. Insofern bin ich da etwas optimistischer.

Wenn doch, wäre der Westen erledigt?

Der europäische Teil des Westens.

Sie sagen doch, die USA als Supermacht wären dann auch erledigt.

Ihr Prestige wäre schwer angeschlagen, aber sie haben die Power, zurückzukommen. Wir nicht.

Wir Europäer wissen aber nicht, dass wir erledigt wären, wenn die Ukraine verliert.

Okay, ich weiß es. Vor allem: Dann wird Putin weitermachen. Weiter in den Westen gehen. Dann wird er aus meiner Sicht auch NATO-Bündnisgebiet angreifen. Und damit wird es für uns sehr ernst. Ich glaube, das wird der Augenblick sein, in dem die ganzen Fiskalkonservativen die Segel streichen werden. Hoffentlich nicht zu spät!

Sie halten diese Leute für intelligent?

Nein, ich halte sie für schmerzempfindlich. Wenn sie die Hitze am Allerwertesten spüren, dann bewegen sie sich.

Wer von den maßgeblichen politischen Akteuren in Europa ist in der Lage, das alles zu überblicken?

Das kann ich nicht beantworten, weil ich es nicht weiß. Ich glaube, Sie unterschätzen auch Frau Baerbock und Herrn Habeck.

Die Grünen?

Das erstaunt mich auch, aber in Deutschland sind es vor allem grüne Spitzenpolitiker, die mir einfallen. Friedrich Merz weniger.

Die Partei hinter Habeck ist auch noch nicht in der neuen Realität angekommen.

Aber sie ist auf dem Weg.

Am westlichen Ende des Westens, also in Kalifornien, schauen die Leute Richtung pazifischen Raum, wenn sie nach vorn schauen – nicht in Richtung Europa. Wir sind aus kalifornischer Sicht hinten.

Das kommt nach den nächsten Präsidentschaftswahlen massiv auf uns zu, auch wenn Trump nicht gewinnt. Machen Sie sich da keine Illusionen. All das, was wir diskutiert haben, hängt nicht von Trump ab. Donald Trump macht es um Faktoren schlimmer und gefährlicher. Aber Amerika wird sich nach der Wahl in den Indopazifik orientieren, also das tun, was Obama vor vielen Jahren verkündet hat.

Das ist seit der ersten Obama-Administration angelegt. Warum gibt es hier keine Working Groups oder Stuhlkreise, die sich mit solchen Szenarien beschäftigen?

Weil es nicht um Stuhlkreise und Working Groups geht. Du brauchst die Individuen und politischen Parteien. Und die müssen dafür brennen und etwas riskieren.

Warum gibt's die Leute nicht?

Weil wir in Europa sind und nicht in Amerika und nicht in Kalifornien. Ich meine, was war es für eine enorme Risikobereitschaft, dass unsere Vorfahren nach Amerika gegangen sind, mit ihren Familien, mit Kind und Kegel. Über den Nordatlantik. Das waren Risktaker. Und unsere direkten Vorfahren, die hiergeblieben sind, das waren Riskavoider.

Wir in der Bundesrepublik haben halt auch etwas und damit auch etwas zu verlieren.

Was macht denn der europäische Milliardär? Investiert er hier in Start-ups? Neuerdings etwas. Aber in der Regel transferiert er sein Geld und investiert es auf der anderen Seite des Atlantiks.

Weil die Bedingungen besser sind?

Nein, weil dort drüben Unternehmer sind, die die Bedingungen des Investments anders sehen. Wir leisten uns hier jetzt wieder die Debatte: Markt oder Staat? Das ist völlig gaga. Wir sollten machen, was funktioniert. In den USA hatte die republikanische, marktwirtschaftliche Partei kein Problem, im Moment der Finanzkrise zur Verstaatlichung zu greifen, um, nachdem die Krise durch war, erfolgreich mit Gewinn zu reprivatisieren. Da würde unser Lindner Haarausfall bekommen mit seiner FDP. Das ist ein am Handeln orientierter Pragmatismus. Da sind die uns weit voraus.

Was die Erderwärmung angeht, so gibt es zwei konkurrierende Sichtweisen: Viel mehr machen, sonst kriegen wir Probleme mit der physikalischen Realität. Weniger machen, sonst bricht die Gesellschaft und Demokratie auseinander. Wie sehen Sie es?

Wir machen zu wenig. Wobei da meine Partei nicht ganz unschuldig ist. Wir ignorieren die Chance und das wird böse ins Auge gehen. Ich meine, wovon soll dieses Land in Zukunft leben? Unser Geschäftsmodell als Bundesrepublik ist kaputt. Billige Energie wird nicht wiederkommen. Der großartige chinesische Markt ist mittlerweile mehr Bedrohung als Chance. Und Sicherheit für lau, das gibt es auch nicht mehr.

Wenn sich die USA, egal ob mit Trump oder mit Biden, Richtung pazifischen Raum orientieren, dann ist doch der Westen am Ende. Wenn wir ein Interesse an der Fortexistenz des transatlantischen Westens haben, und ich meine, wir müssen es haben, dann müssen wir alles dafür tun. Äußerste Anstrengung, um die europäischen Pfeiler dieses Westens zu stärken.

Aber das will Macron doch.

Nein, sonst würde er es doch machen und nicht nur reden. Ich verstehe weder ihn noch Scholz.

Was verstehen Sie nicht?

Warum die beiden sich nicht zusammensetzen unter vier Augen und sagen: Woran liegt's? Warum verstehe ich dich nicht? Warum verstehst du mich nicht? Was ist das Problem? Ich habe die Erfahrung gemacht, dass Deutsche und Franzosen sich zu ähnlich sind in der Haltung, immer bestimmen zu wollen. Es gibt mehrere Lösungswege für ein Problem. Aber wir sind der Überzeugung, der deutsche Lösungsweg ist der einzig selig machende. Und den Franzosen geht es auch so.

Was ist das dann noch für ein Westen, der ohne die USA und als Dienstbote dasteht?

Das ist kein Westen mehr.

Kann er nicht kulturelle Macht bleiben?

Nochmal: Der europäische Westen muss militärische Macht werden, um sich selbst und seine Freiheit verteidigen zu können. Wenn meine Ausgangsthese richtig ist, dass die Pax Americana abgelöst wird durch einen längeren Übergangszeitraum der Rivalität großer Weltmächte, dann wird es für Europa essenziell sein, dass wir da mitspielen. Das heißt, wir müssen zur Macht werden.

Wie genau?

Im Zentrum der EU stand bisher die Wirtschaft. Im Zentrum muss zukünftig die Sicherheit stehen. Die Konfrontation mit der Ukraine hat gezeigt, dass die russische Wehrtechnik nichts Besonderes ist. Das können die Europäer, das können die Deutschen ganz schnell aufholen. Wenn wir die Bremsen lockern. Aber du kannst nicht de facto im Kriegszustand sein und einen ausgeglichenen Haushalt haben. Das geht nicht.

Was wäre denn – umgedreht – die Idee einer Friedensordnung, in der der Westen eine intelligente Rolle spielt?

Wenn wir uns eine globale Friedensordnung überlegen, dann kann ich mir im 21. Jahrhundert nur ein Duopol vorstellen. Eine mehr schlecht als recht funktionierende chinesisch-amerikanische Führung der Welt. Ohne China geht das nicht. Und nicht ohne den Ausgleich zwischen den beiden Supermächten im 21. Jahrhundert. Ich bin übrigens nicht pessimistisch. Sondern realistisch. Die Europäer müssen begreifen, dass der Westen keine Zukunft hat, wenn wir unsere historischen Hausaufgaben nicht machen.

Wir befinden uns in einer Situation, in der wir über Dinge nachdenken, die bisher nicht nötig und auch nicht möglich waren und die sehr unangenehm sind.

Aber da müssen wir auch selbstkritisch sagen, wir haben uns immer auf die USA verlassen. Bei aller Kritik hatten wir immer instinktiv das Gefühl: Wenn es ernst wird, sind die da. Ohne unseren aktiven Beitrag.

Woher soll die neue Kultur eigener Aktivität kommen?

Wir sind stark genug, um diesem Europa eine Zukunft zu geben. Das ganze Potential, der ganze Reichtum, den wir immer noch haben, die ganzen Fähigkeiten unserer Leute: Das ist schon gewaltig. Der festen Überzeugung bin ich. Wir müssen nur aufhören, in Illusionen zu denken. Die Welt ist leider hart und gnadenlos – aber auch schön und erhaltenswert in Freiheit. ◀

WEIRD.

Der Westen ist Opfer seiner eigenen Träume.
Das Problem ist: Sie haben sich realisiert.
Deshalb sind die Leute ihnen fest verbunden.

TEXT: JÖRG METELMANN

Die Zukunft war auch schon mal besser. Das hört man immer wieder in den letzten Monaten. Erst der Angriffskrieg Russlands gegen die Ukraine, dann der Überfall der Hamas auf Israel, dazu der andauernde Handelskrieg zwischen China und den USA. Und dann sind da, neben diesen bedrohlichen Entwicklungen, ja auch noch die Risiken der eigenen Lebensform, deren Konsum-Ökonomie an ihre planetaren Grenzen stößt. Nicht nur die Klima-Jugend ist auf der Straße, auch breiteren Bevölkerungsschichten dämmert, dass es eines nachhaltigeren Verständnisses von Wachstum, Freiheit und Gemeinschaft bedarf. Es jedoch in die Praxis umzusetzen, zumal in diesen Krisenzeiten, scheint selbst Befürwortern unmöglich: »Das Projekt ›Degrowth‹ ist eine Utopie«, schreibt etwa der Postwachstumsökonom Serge Latouche.

Warum aber ist das so? Oder genauer: noch immer so? Seit dem Club-of-Rome-Bericht *Die Grenzen des Wachstums* (1972) wird darüber gesprochen. Konkrete Alternativen sind lange bekannt (Steady-State-Ökonomie, Circular-Economy, Gemeinwohlökonomie, Donut-Ökonomie). Liegt die Antwort im Neoliberalismus begründet, der das soziale Band der Gesellschaft durch Privatisierung zertrümmert? Wurzelt die Lebensfeindlichkeit, die sich im maßlosen Ressourcen-Abbau und dem Artensterben zeigt, im kapitalistischen »Phantombesitz«, wie die Philosophin Eva von Redecker meint? Oder geht die Krise sogar noch tiefer bis in die Perversion, dass Beziehungen von Gewalt und Herrschaft für uns zivilisatorische Normalität geworden sind, wie die Anthropologen David Graeber und David Wengrow festhielten?

Ich glaube, ein möglicher anderer Grund ist zugleich einfacher und komplexer. Er liegt in unseren utopischen Loyali-

täten, womit ich meine, dass wir emotional so tief in unsere Wunschfantasien eines guten Lebens verstrickt sind, dass wir sie nicht von heute auf morgen loslassen können. Der westliche Lifestyle ist affektiv an die Vorstellung einer *Zukunft ohne Knappheit* gebunden, die man als Ur-Utopie schon im Gründungsbuch von Thomas Morus lesen kann – und die sich im Wohlfahrtsstaat für viele realisiert hat. Der tief empfundene Dank für den breit angekommenen Überfluss schafft eine starke Loyalität, das heißt eine gewachsene Bindung, die sowohl rational als auch gefühlsmäßig ist. Die Shopping Malls sind gefühlt immer voll (ich dachte, die sterben wegen Internet-Shopping?), das zählt viel.

Mit anderen Worten: Es ist nicht das von Transformationsberatern vielbeschworene Mindset allein, das die Menschen bei der Stange hält, sondern die Treue zu seinen Wunschwelten. Ein gutes Beispiel ist die liberale Vorstellung, dass ein freier Markt in Kombination mit Arbeitsteilung, Spezialisierung und Tauschökonomie zu Wachstum und Wohlstand führt. Auch wenn es sich streng genommen um ein Bündel von Konzepten handelt (neoklassische Ökonomie), also begriffliches Wissen, so steht die nüchterne Theorie doch für wesentlich mehr. Sie umfasst imaginäre Elemente des Wünschens und Träumens, Geschichten von Aufstieg (»Tellerwäscher«) und vor allem Emotionen (Angstlosigkeit, Anerkanntsein, Glück). Die starke Bindung an ein ganzes Gefühlsszenario führt dazu, dass man bei aller Kritik am System der »liberalen Utopie«, so Friedrich Hayek selbst, festhält.

Dieses Festhalten auch gegen argumentativen Einspruch, steigende soziale Ungleichheit und Banken Krisen zeigt die Dynamik der Loyalität, die in extreme Identitätskonflikte führen

kann. Etwa wenn man von »grünem Wachstum« spricht, weil man vom Wachstum nicht lassen kann, aber eigentlich weiß, dass es nachhaltig so nicht funktionieren kann. Wie Leim klebt die »Mehr«-Vorstellung die Gesellschaften des Westens zusammen und es ist schwer, sich diesem sozialen Kitt zu entziehen, will man nicht gänzlich draußen stehen, da, wo nur die neuen Hoffnungen wohnen (wie Latouche schreibt).

Zum Westen als Gefühlsszenario gehört aber nicht nur der Glaube an Wachstum. Dieses ist stets verbunden mit der Utopie technischen Fortschritts. Diese fand ihren ersten Ausdruck in Francis Bacons *Nova Atlantis* von 1626, in dem der britische Philosoph nichts weniger als Wetter-Manipulation, künstliche Düngemittel und medizinische Lebensverlängerung beschreibt – zur Zeit des Mordens im Dreißigjährigen Krieg wohl gemerkt. Der Philosoph des *Prinzips Verantwortung*, Hans Jonas, definierte dieses »Bacon'sche Programm« als die Idee, »das Wissen auf Herrschaft über die Natur abzustellen und die Herrschaft über die Natur für die Besserung des Menschen nutzbar zu machen«. Es ist die Logik des technisch Möglichen, die den Menschen treibt und nicht umgekehrt. Der Mensch heute, schreibt Jonas schon Ende der 1970er-Jahre, lebe »im Schatten ungewollten, miteingebauten, automatischen Utopismus«, das heißt, er müsse sich ständig zu einem mächtigen Untersog der gesellschaftlichen Entwicklung verhalten – aktuell etwa zu neuen Formen künstlicher Intelligenz, die in rasender Geschwindigkeit auf den Markt drängen.

Diese Innovationskultur deutet schon auf den dritten Strang westlicher DNA: Bildung. Damit ist nicht das PISA-geschockte und soziale Ungleichheit verstetigende Schulsystem gemeint, sondern die Idee, sich die Welt durch eigene Kreativität neu modellieren zu können – ursprünglich war Bildung der Prozess, in dem sich der Mensch gottähnlich bildet, nach dem *imago dei*. Nun bildet er die Welt nach seinen Fantasien. Die kürzeste Formel für diese Verbindung von Vorstellung, Technik und Umsetzung ist das *Imagineering* der Walt Disney Corporation getreu der Formel: »Wenn ich es träumen kann, dann kann ich es auch tun.« Sie ist als griffige Verbindung von drei leitenden Fiktionen des Westens so etwas wie sein emotionaler Kern, der härteste Glaubensinhalt.

Doch kann diese Erfolgsformel des Globalen Nordens nur funktionieren, wenn zwei weitere Rahmungen gegeben sind, die das westliche Gefühlsszenario grundieren: der Universalismus und der Wert des Einzelnen. Zum einen ist seit den neuzeitlichen Revolutionen in den USA und in Frankreich die Idee von allgemeinen Menschen- und Bürgerrechten die Mitte eines republikanischen Gefühls, das sich zum Beispiel auch im »Verfassungspatriotismus« à la Jürgen Habermas findet. Eine Loyalität zu den universalen Normen, die jedes Zusammenleben – selbst jenes von Kants berühmtem Volk von Teufeln – grundieren und nur so eine wirklich offene Gesellschaft ermöglichen. Aus

genau diesem Gefühl heraus sind Hunderttausende Menschen Anfang des Jahres auf die Straße gegangen, um gegen rechten Partikularismus (des Volkes, der Deutschen) zu demonstrieren.

Zum anderen ist die Freiheit, die die Individuen für sich in Anspruch nehmen und aushalten können müssen, ein vielfach besungenes Grundgefühl des Westens. Es trennt in aktuellen Konflikten zum Beispiel mit China die Welt des Westens ebenso stark vom asiatischen Gegenüber wie der Universalismus oder die Bildung als kreatives World-Making (man denke nur an den höheren Wert des Kopierens im Fernen Osten). Auch wenn sich Renditeorientierung und technologischer Drift global anverwandeln lassen, machen doch die anderen utopischen Loyalitäten sehr genau deutlich, wo man sich jeweils fremd und unverstanden fühlt.

In der Verhaltenspsychologie wurde vor einigen Jahren diese Fixierung auf die Eigenschaften »western, educated, industrialized, rich, democratic« – kurz: WEIRD – als falsche Normierung kritisiert, da die meisten Menschen auf der Welt eben gar nicht »weird« seien. Für unsere Zwecke ist dieses Schema aber hilfreich, denn in der Verbindung mit den Loyalitäten lässt sich die eingangs gestellte Frage nach dem »Warum ist das so?« beantworten: Die zentralen Utopien, also die Wunschwelten der Vergangenheit, haben sich im Westen realisiert. Nicht für alle und nicht überall gleich, aber im kollektiven Gefühlshaushalt haben sich die Bilder des Wohlstands, der Herrschaft, der Freiheit und ihrer Rechtssicherung fest verankert. So fest, dass sich niemand wirklich vorstellen kann, wie man aus diesem Gefühlsszenario ausbrechen kann, obwohl kognitiv die Notwendigkeit evident ist.

Kurz: Der Westen ist Opfer seiner eigenen Träume geworden, an die er sich klammert wie an eine große Liebe. Bis eine neue Utopie mit einer neuen Hoffnung kommt, wie Serge Latouche meint, wird noch einige Zeit vergehen. Denn: Loyalitäten sind stark. ◀

JÖRG METELMANN lehrt Kulturwissenschaft an der Universität St. Gallen.

Endless Horizons

FOTOS: NEVEN ALLGEIER | TEXT: SEDA PESEN

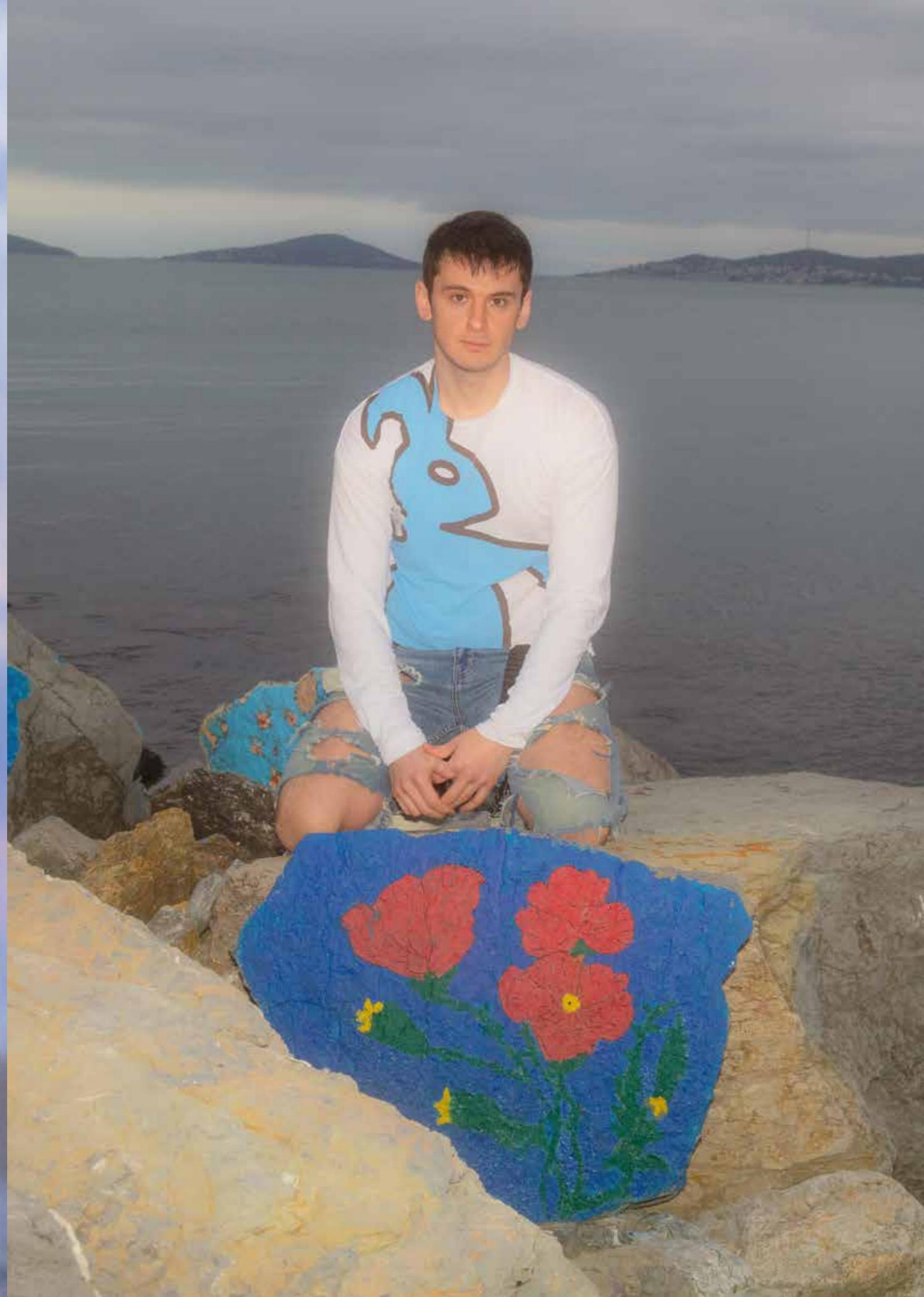
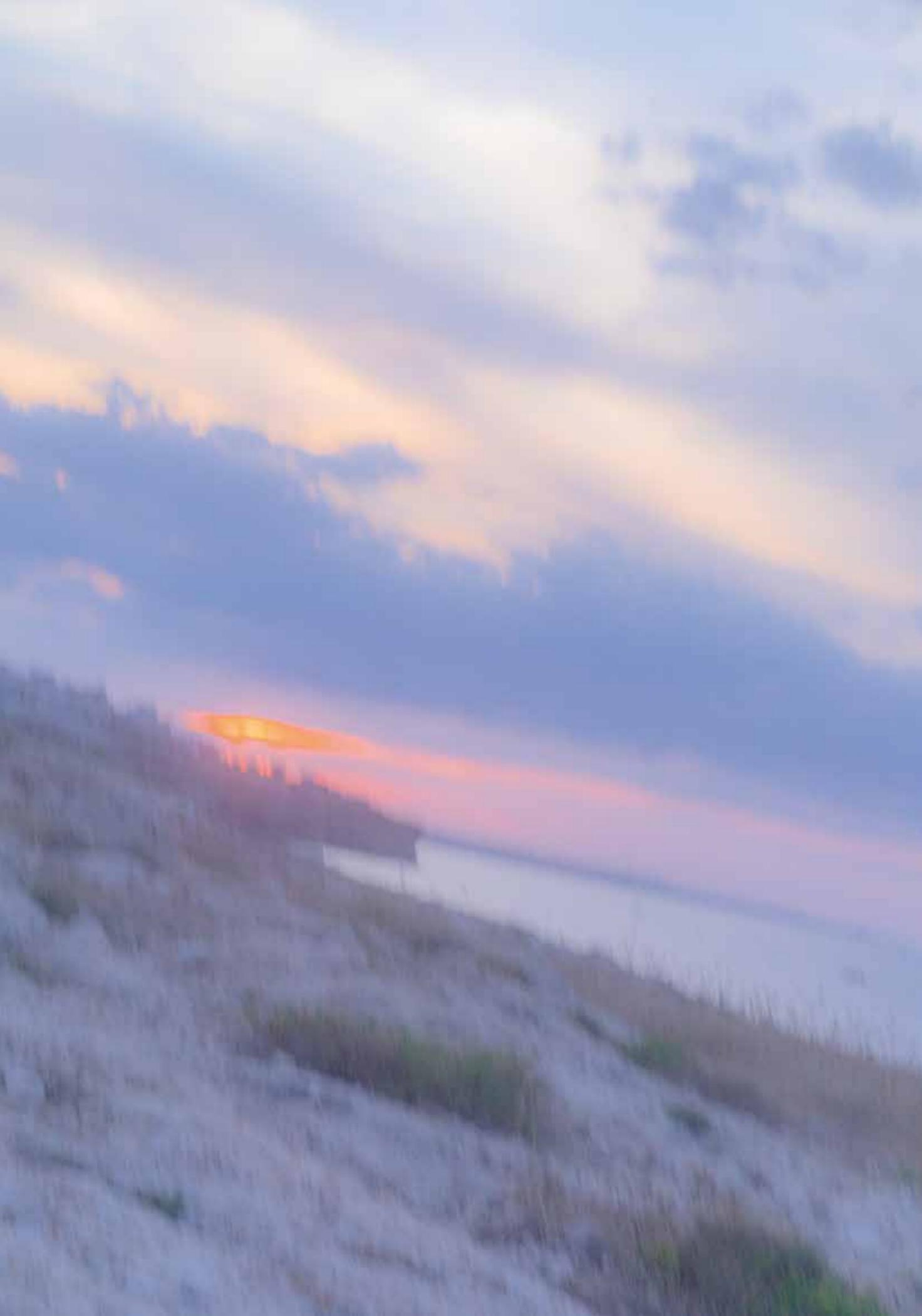
Himmel, Horizont, Erde. Der Horizont steht immer dazwischen, markiert die Grenze zwischen dem Boden unter unseren Füßen und den Wolken über unseren Köpfen. Zugleich zeigt der Horizont uns die Grenzen unseres Blickfeldes an. Kante an Kante trennt der Horizont das Irdische vom Überirdischen, das Bekannte vom Unbekannten, die Erde vom All, den Tag und die Nacht. An seinen Linien gehen Sonne und Mond auf und unter. Kaum ein anderes Motiv wie der Horizont ist ein so universaler Behälter für Bilder der Hoffnung, des Zerfalls, des Auf- oder Ablebens.

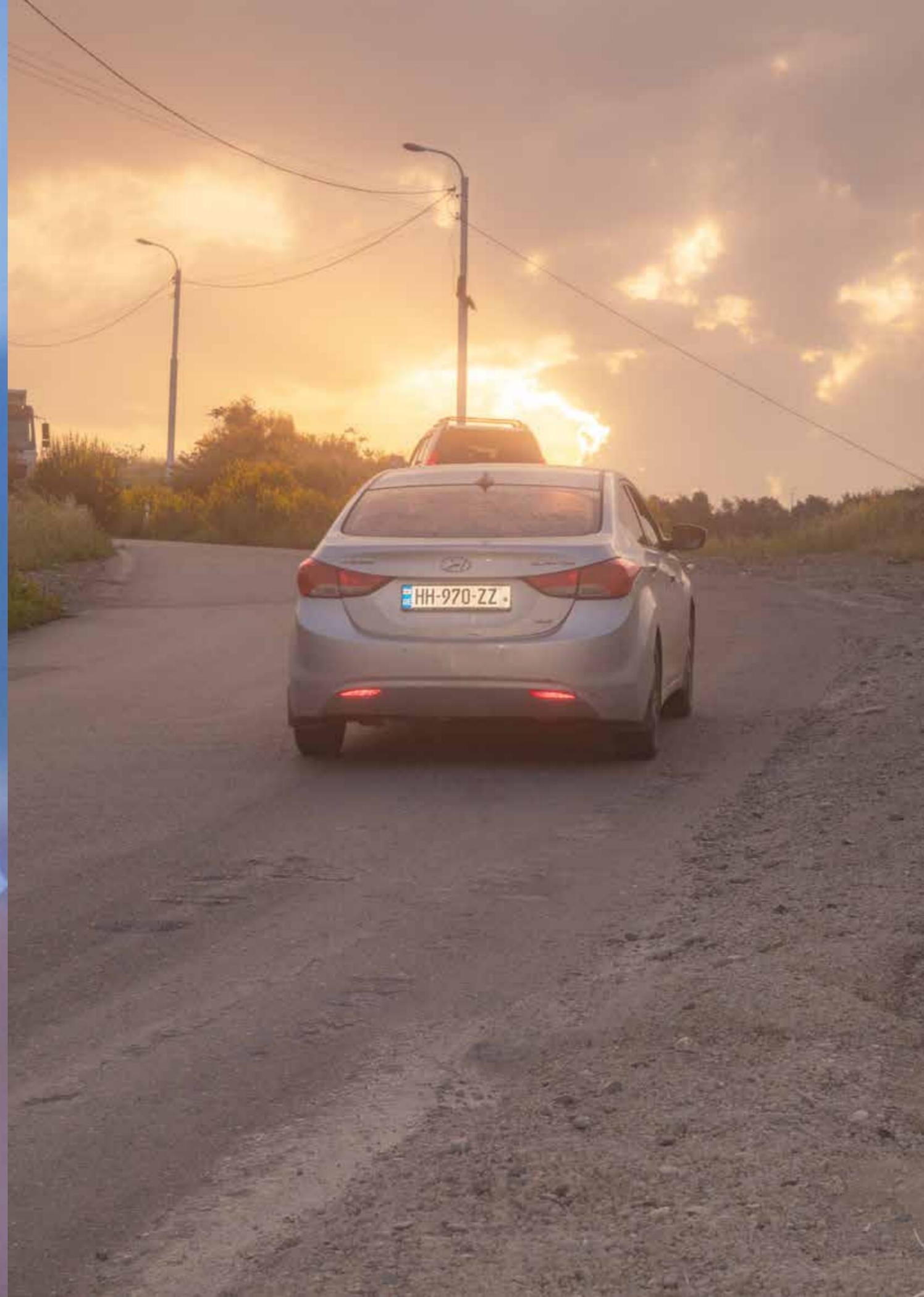
Momente von Transition und Uneindeutigkeit sind charakteristisch für Neven Allgeiers Fotografien. Neben glühenden Abendhimmeln stehen solche, deren rauschendes und zähfließendes Licht die Konturen der Landschaften und seiner Bewohner:innen beinahe auflösen – die Linien der Horizonte sind zumeist abschüssig und zeigen die abgebildete Welt im Wanken. Das von Allgeier inszenierte Licht artikuliert sich dabei als weiterer Kippmoment, der Subjekte und Objekte zwischen Realität und Fiktion verharren lässt. Die fotografierten Subjekte werden dabei zu Protagonist:innen einer neuen Welt, seine Environments zu ihrem Schauplatz. Letztere zeigen sich im ersten Moment oftmals schön, manchmal kitschig, stehen dabei jedoch immer an der Schneide unserer Gegenwart.

Neven Allgeier (geboren 1986) lebt und arbeitet zwischen Frankfurt am Main und Wien. Zuletzt publizierte er zwei Fotobücher beim Distanz Verlag. *Porträts* (2021) bildet eine neue Generation von Künstler:innen ab. In seiner zweiten Publikation *Fading Temples* (2022) treffen seine Landschaftsbilder auf Porträts junger Protagonist:innen. Die Veröffentlichung bildet die Vorlage für seine Einzelausstellung *Two heavens as one* im Kunsthaus Göttingen (2024). Allgeiers Arbeiten erscheinen regelmäßig in Medien wie *Zeit-Magazin*, *FAZ*, *SPIKE Art Quarterly* und wurden unter anderem in dem Museum Angewandte Kunst in Frankfurt am Main, dem Pera Museum Istanbul sowie dem Bonner Kunstverein ausgestellt.











GESELLSCHAFT

IM WESTEN NICHTS NEUES

Die Stärke des Westens war mal sein Erfindungsreichtum, seine Originalität und seine gelebte Vielfalt. Genau dahin muss eine Gesellschaft zurück, die nur kopiert und klaut: zum Wert des Echten.

TEXT: WOLF LOTTER | ILLUSTRATION: SINE JENSEN



LOTTERS

TRANSFORMATOR

So geht Transformationsökonomie.

46

Wer die Lage auf den Punkt bringen will, in der sich der Westen und ganz besonders die einst so stolze Wirtschaftsnation Deutschland befindet, nimmt dazu am besten zwei Abkürzungen in die Welt der Unterhaltungskunst. Fangen wir mit dem scheinbar Leichterem an. *Wish*, der aktuelle Walt-Disney-Blockbuster, hat als Film bisher mehr als eine Viertelmilliarde Dollar eingespielt, dazu kommen über die nächsten Jahre noch Musicals und Merchandising – Onkel Dagobert wäre stolz auf seine Kollegen. Zweitens, der große Oscar-Sieger des Jahres 2022, Edward Bergers Verfilmung des Erich-Maria-Remarque-Klassikers *Im Westen nichts Neues*. Dafür gab es vier Oscars, die erste Verfilmung von Delbert Mann aus dem Jahr 1930 brachte es immerhin auf halb so viele Academy Awards, und das Buch selbst ist seit seinem Erscheinen im Jahr 1929 über 20 Millionen Mal verkauft worden. *Wish* ist, kurz gesagt, eine Kopie bisheriger Walt-Disney-Erfolge. Der Film mit einem scheinbar originellen Plot – junges Mädchen wehrt sich gegen manipulativen Herrscher, der die Wünsche seiner Untertanen sammelt, sie aber nie erfüllt – besteht aus einer Vielzahl an Zitaten und Samplings der großen Erfolge der Walt-Disney-Geschichte. Während das kreative Genie Walt Disney und seine ebenbürtigen Mitstreiter wie Carl Barks, der Schöpfer der Ducks, Echtes in die Welt brachten, von denen noch Generationen nach ihnen bestens leben können, reden sich die auf Routine und Marketing abgerichteten Manager der Corporation heute das »große Erbe Walt Disneys« schön. Heritage, Nachfolge, Nachlass oder, um es auf den Punkt zu bringen: verfrühstücken. Im Westen nichts Neues. Und diese Resteverwertung kommt noch an, auch, weil die Leute bei uns gar nicht mehr damit rechnen, dass es wirklich zu etwas Neuem käme. Sie sind als Konsumenten der industriellen Massenproduktion an Massenware gewöhnt, die bestenfalls so tut, als ob sie neu wäre – ein wenig Farbe hier, ein paar flotte Sprüche drauf und ein Selfie, das muss genügen. Das hat mit der langen

Phase der wirtschaftlichen Prosperität zu tun, in der selbst zwischenzeitliche Tiefs schnell weggesteckt wurden. Manager und Publikum lernten, dass es eigentlich nichts gibt, was den unaufhaltsamen Aufstieg des Westens in Sachen Wohlstand bremsen könnte. Seit der Renaissance und dem Beginn des Kolonialismus ging es aufwärts, erst recht in der zweiten Hälfte dieses modernen Märchens, der industriellen Revolution, die den Wohlstand der Westler um das fast 50-Fache anhub – in nur zwei Jahrhunderten. Doch dieser Aufstieg war auf Originalität in allen Feldern gebaut. Man wurde neugierig, erfand und verbesserte beständig, setzte eine Innovation nach der anderen. Auch zu Beginn der Industrialisierung, die erfindungsgetrieben war, blieb das so – bis die Kultur des Fließbandes und des Immergleichen immer stärker und normaler ins Leben drang. Gelegentlich beklagte man den Verlust der Originalität, die in Zeiten des Handwerks normal war. In der späten Industrialisierung aber wurde das einstige Original auf die Form reduziert, jene Matrize, deren Sinn nunmehr der massenhafte Abzug des Immergleichen sein sollte. Weil die Welt erstmal mit Massenprodukten versorgt werden wollte, wurde der Grundirrtum des Industrialismus, dass er die Kopie mehr fördert als das Original, nicht gleich erkannt. Es wurde ja überall was gebraucht. Aber als die Sättigung der Märkte erreicht war, ein Vorgang, der in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts fast alle Industriestaaten erreichte, wurde immer offenkundiger, dass es im Westen nichts mehr zu entdecken gab. Nicht, weil da keine Probleme gewesen wären. Man war dem Echten entwöhnt.

Dazu kam eben, dass es doch irgendwie immer weiter ging. Die Deutschen, nach der totalen Kapitulation auch vollständig am Boden, hatten in weniger als zehn Jahren durch die enorme Hilfe der USA jenes Wirtschaftswunder hingelegt, das man fortan für die Normalität hielt. Der deutsche Manager, der kein Unternehmer mehr war, sondern der Verwalter der beständigen Zuwächse durch Immergleiches, wählte sich unsterblich, und bald auch schien es den Massen so zu sein. Kurze Krisen wurden durch Hilfszahlungen überbrückt, dann wurde weitergemacht, als ob nichts gewesen wäre. Das kann man heute auch bestaunen. Corona? War da was, hat sich Arbeit und Fabrikdenken in Schichten und Pendlerverkehr dadurch wirklich geändert? Natürlich nicht. Generationen im Westen bauen auf der Idee auf, dass alles so bleibt, wie es ist. Im katholischen Köln sagt man dazu »Es hätt noch immer jot jejange« – »Es ist noch immer gut gegangen« –, aber Köln ist, bei aller Liebe, vor allen Dingen eine



»LINKEDIN ODER INSTAGRAM SIND ECHOKAMMERN DER EINFALLSLOSIGKEIT, WO ALLE SO TUN, ALS OB SIE JUST DEN PARMESAN ERFUNDEN HÄTTEN, DEN SIE GERADE IRGENDWO GEKLAUT HABEN.«

Hochburg der Karnevalsnarren, und im berühmten Dom liegen die Knochen der Heiligen Drei Könige – jedenfalls heißt es so. Auf den Satz ist also nur bedingt Verlass.

»Die Realität ist das, was nicht weggeht, wenn man nicht dran glaubt«, sagte der weise amerikanische Autor Philip K. Dick. Das Echte macht sich nicht aus dem Staub, nur weil wir das Festival der Fakes feiern, der Kopien und des Irrtums, man könne aus dem, was da ist, doch genug machen. Es reicht nicht. Die Leute sind nicht schussexotisch, und langsam gilt das angesichts der bedrohlichen Lage durch Diktaturen wie Russland auch im Wortsinn. Der große Stefan Zweig beschreibt die Gemütsverfassung der Westler, insbesondere der Europäer, ziemlich genau in seinem Meisterwerk *Die Welt von Gestern*. In der Sorglosigkeit der letzten Tage vor Ausbruch des Ersten Weltkriegs lag ein Flirren, dass von allen zur Seite geschoben wurde, man hörte weg, wollte es nicht wahrhaben, weil es gleichsam unaufhörlich auf die große Mangelerscheinung jener wie dieser Zeit hinwies, den Mangel an Realitätsinn, an nüchterner Fähigkeit, die Dinge so zu sehen, wie sie sind. Das Echte ist nicht nur das Original, es ist auch das, was sich nicht interpretieren und lackieren lässt wie ein neues Automodell. Das Echte ist kein Update und keine Version. So wenig die meisten in der Lage sind, Komplexität jeweils in ihrem Kontext situativ zu erschließen, weil das ein wenig Denken und Zuwendung voraussetzt, so wenig sind sie in der Lage, das Offensichtliche und nicht Mehrdeutige als solches zu erkennen. Es fehlt auch an Differenzierungsgabe, an der Fähigkeit, im richtigen Moment Alternativen zu denken und damit Auswege aus dem zu finden, was man täglich verdrängt, und damit als Problem größer macht. Das wird nicht gutgehen, ihr Narren, echt nicht.

Nichts ist echt. Alles ist Fake. Natürlich auch die Nachrichten. Fake News und Deep Fakes der künstlichen Intelligenz stoßen auf eine Bevölkerung,

der nicht nur der Sinn fürs Echte und Einzigartige ausgedrückt wurde, weil sich Massenware besser verkaufen lässt. Sie setzen sich auch durch, weil selbst in den gehobenen Bildungsschichten die Fähigkeit zum kritischen Zweifeln praktisch ausgestorben ist. Nichts dazulernen ist kompatibel mit der eigenen Bubble. Wo niemand nichts weiß, gibt es auch keinen Widerspruch. Überall dort, wo Fortschritt zu vermuten wäre, Digitalisierung, Ökonomie und Hinwendung zur Wissensgesellschaft, macht man insbesondere in Europa einen weiten Bogen. Der Chef des Autokonzerns Stellantis, Carlos Tavares, hat den Mangel an Originalität und Innovationsfähigkeit in Europa mit der Perspektive garniert, man müsse sich als Alternative zum Einfallsreichtum von früher hier dann eben damit begnügen, erfolgreichen asiatischen Touristen Kaffee und Kuchen zu servieren. Dass Europas Zukunft in der Vergangenheit liegt, wird nicht zum ersten Mal konstatiert. Jetzt aber scheinen alle Hoffnungsreserven verbraucht.

Die USA stehen in Sachen Technologie und Digitalisierung besser da, aber das industrielle Erbe trifft sie bereits jetzt hart. Die Transformation in den ehemaligen Industriezentren im berühmten Rust Belt im Mittleren Westen und Nordosten der USA ist gescheitert. Wer Donald Trump hier und in den ländlichen Armutszonen wählt, ist, das vergessen die bildungsbürgerlichen Kommentatoren gern, verzweifelt und nicht zwingend ein Nazi. Es sind Leute, bei denen früher alles besser war. Wir haben diese Menschen besser versteckt, aber es werden immer mehr. Die Europäer sind in Sachen Transformationsbewältigung in Wahrheit keinen Schritt weiter, das dokumentieren nicht nur die Erfolge der Rechts- und Linkspopulisten. Einer der wichtigsten Zusammenhänge auch in unserer Alltagskultur dafür wird übersehen. Originalität ist uns im Konsumzeitalter gründlich abtrainiert worden.

Dafür haben sich der Hochmut und die Frechheit hier weiterentwickelt, wenigstens das. Künstler, deren »Ideen« im Wesentlichen aus Samplings und Coverversionen bestehen. Medienformate, die einander seit Jahrzehnten schamlos kopieren, oder die Selbstbeweihräucherungs-Kammern von LinkedIn und Instagram, wo alle so tun, als ob sie just den Parmesan erfunden hätten, den sie gerade irgendwo geklaut haben. Dort, in dieser wahrhaftigen Echokammer der Einfallslosigkeit, kann man am besten beobachten, was unser Problem ist. Denn LinkedIn ist ja eine Bewerbungsplattform, ein Schaufenster des Ichs, des eigenen Könnens. Die Leute, an die man sich wendet, sind also Menschen, die offenbar nicht dazu auffordern, echt zu sein und einzigartig, sondern »authentisch«, was in diesen Formaten mittlerweile garantiert genau das Gegenteil von Echt ist. Selbstbetrug und Betrug anderer reichen sich die Hände. ▶

47

Eine gewaltige Inszenierung, die stets so tut, als gäbe es sie nur einmal, aber wahr ist tatsächlich, was *Die Prinzen* sangen: »Alles nur geklaut, gestohlen und geraubt.«

Ja, aber die Chinesen! Nach wie vor ist die Volksrepublik die mächtigste Kopieranstalt der Welt. Dort klagt man buchstäblich alles, Ideen, Patente, Methoden – auch die, mit denen einst die scheinbar so schlaun Wessis in das arme Riesenreich kamen. Wie war das denn? Ende der 1970er-Jahre, nach Vorarbeiten der Amerikaner, freuten sich westliche Manager über das Interesse Chinas an wirtschaftlicher Zusammenarbeit. China war toll. Ein Markt, der nur wachsen konnte und die Satttheit der westlichen Industriestaaten kompensiert. Ein Markt, den man mit Produkten überschwemmen konnte, die keine großen Innovationssprünge brauchten, kein Finger-spitzengefühl, kein originelles, innovatives Denken. Management kann Masse, und Masse war gefragt. In China fuhren die Modelle, die den Westlern zu langweilig waren, die aber leicht vom Fließband liefen. In China gab es keine Gewerkschaften, da kamen die europäischen Manager mit roten Bäckchen vor Freude zurück.

»IN CHINA GAB ES KEINE GEWERKSCHAFTEN, DA KAMEN DIE EUROPÄISCHEN MANAGER MIT ROTEN BÄCKCHEN VOR FREUDE ZURÜCK.«

Der reale Sozialismus, er hatte ja wirklich seine Vorteile! Denn die Verhältnisse waren geklärt! Das Proletariat war befreit und an der Macht. Forderungen, Widerworte, gar Streiks waren damit eine offene Kampfansage gegen die regierende Diktatur des Proletariats, die im Grunde auch in der Industrialisierung so regierte wie die Westler es nur aus Kriegszeiten kannten, wo Ermächtigungsgesetze die Arbeitnehmerrechte außer Kraft setzten. Wachstum ohne Widerstand, ohne Weiterentwicklung, reines Skalieren des Bestehenden – das war der Traum jedes Industriemanagers.

Wir wissen heute längst, dass das nichts weiter als ein hochmütiger Irrtum der Westler war. China machte die verlängerte Werkbank, aber nicht, um daran sitzen zu bleiben.



Stück für Stück kaufte man sich bei westlichen Hochtechnologieunternehmen ein. Lenovo übernahm das Computergeschäft von IBM, das damit keine Gewinne machte, und wurde zum erfolgreichsten Hersteller von PCs weltweit. Chinas Investoren bauten bessere und preiswertere Smartphones als der Westen, sie kauften Roboterfirmen und machten die verlängerte Werkbank zur Leistungsschau wissensbasierter Produktion, die überall dort, wo noch Fortschritt ist in der Welt, das industrielle Denken abgelöst hat. Und China investiert maximal in Bildung, Wissen, Forschung, in Innovation. Made in China heißt das Programm, mit dem Staatschef Xi die Industriegesellschaft in eine Wissensgesellschaft umbaut, womit China enorm weit ist. Roboter und KI machen Routine- und Drecksarbeit, die Menschen denken, erfinden und verbessern die Qualität. Das ist der Deal, alles andere ist Betrug, und wenn wir nicht wissen, dass es so ist, machen wir weiterhin die Drecksarbeit. Das wäre echt doof.

Das Echte war mal die Idee hinter Made in Germany. Die Besten sein, die Ideen haben, das Echte, das Original. Überall. Das war die Grundlage des Erfolgs. Sie haben es vergessen. Heute streiten deutsche Konzerne und Mittelständler in Brüssel herum, weil man dort findet, dass Produkte, die zu mehr als 50 Prozent aus China kommen, nicht mehr das Label Made in Germany tragen sollten. Das finden unsere Verfrühstücker unfair. Und vielleicht ist es das auch, weil bei vielen Dingen, die das Label tragen, nichts mehr aus Deutschland kommt, einschließlich der Idee dazu. Und die anderen? Die besten Volvos werden nicht mehr in Göteborg gebaut, sondern in Shanghai, und der Laden gehört zu 100 Prozent der chinesischen Geely-Gruppe. Bei Mercedes Benz sind zwei chinesische Investorengruppen die größten Aktionäre. Kuka, der Stolz der deutschen Robotertechnik, ist chinesisch geworden. Der Hafen in Hamburg, ein äußerst verletzlicher Ort bei jeder Form von Handelskriegen, wird immer mehr an China verhökert. In den USA und anderen westlichen Staaten ist es nicht anders.

Die sogenannte künstliche Intelligenz gibt den schwach natürlich intelligenten Wessis den Rest. Begeistert nutzen die Leute den Text von ChatGPT, der aus dem Netz zusammengestohlen worden ist. Schon vor Monaten haben amerikanische Autoren die ersten Klagen eingereicht. In Europa, wo alles etwas länger dauert, steht das noch aus, aber es wird kommen,

und dann sind die Plagiatsjäger auf einmal noch lächerlicher, als sie es eh schon sind. Es wird ein Massenklagegeschäft werden, in dem Urheberschaften und Verwertungsrechte eingeklagt werden, dass die Gerichtssäle rauchen. Das Wissen rechnet ab mit denen, die nicht mit ihm umgehen können, die die Ressourcen Können, Talent, Fähigkeit und Idee immer nur als Konsumartikel verbrauchten, der von anderen gefälligst zu liefern ist, basta. Habt kein Mitleid mit dem Pack. Wer sich darüber freut, sich ein paar Euro für Texte zu ersparen und sie lieber klagt, ist ohnehin nicht gegenwartsfähig, geschweige denn zukunftsfit. Es sind Leute, die nicht nur das Erbe, das ihnen unverdient zufiel, verfrühstücken, sondern auch, bereits pappsatt, anderen noch die Brötchen vom Teller klauen. Intellektuelle Nichtskönner, ungeeignet für jede Arbeit, die Grips verlangt, die Eierdiebe der späten Konsumgesellschaft, die bald schon überrascht feststellen werden, dass es keine Hühner mehr gibt. Lieber Theodor W. Adorno: Es gibt ein richtiges Leben im Falschen, es ist nur kurz und kläglich.

Das wissen wir alle. Also Spurwechsel ins Echte. Nur wie?

Im Film *Matrix* der Geschwister Wachowski geht es bekanntlich darum, dass die Protagonisten in einer digitalen Parallelwelt leben, einer Simulation. Die Freiheit besteht darin, aus dieser Matrix auszubrechen, dem stahlharten Gehäuse des Mitlaufens und der immergleichen Geschäftigkeit, die zu nichts Neuem führt. Freiheit ist nicht gleich Glück, sondern die Chance darauf, festzustellen, dass man sich verbessern kann. Das Echte muss dazu wieder verstanden werden. Es ist nicht das Synonym für vermeintliche Authentizität, auch nicht für das große Wort Wahrheit, wohl aber für Wirklichkeit, Realismus, Realitätssinn.

Das Wünschen wird nicht reichen. Muss man schon echt machen. ◀

WOLF LOTTER ist Essayist, Kolumnist und Buchautor. Sein aktuelles Buch *Echt. Über den Wert der Einzigartigkeit in einer Welt der Kopie* ist im Econ Verlag erschienen.



»DIE SOGENANNT KÜNSTLICHE INTELLIGENZ GIBT DEN SCHWACH NATÜRLICH INTELLIGENTEN WESSIS DEN REST.«

IT'S NOT THE VERFASSTHEIT!

50 Die EU hat ein »Demokratiedefizit«? Leute! Die ewige Klage über angeblich nicht funktionierende Institutionen hat bei der Europawahl besonders den EU-Gegnern genutzt. Es wird höchste Zeit, die existierende EU als politische Arena zu stärken

TEXT: MARTIN UNFRIED

Theater, Maastricht, an einem Mittwoch vor der Europawahl: etwa tausend junge Leute aus ganz Europa sind wegen der Zukunft der Europäischen Union gekommen. Die meisten sind Studierende der hiesigen Universität. Die versteht sich zu Recht als europäisch, die Sprache der meisten Studiengänge ist nicht Niederländisch, sondern Englisch, wie auch die Sprache der Veranstaltung an diesem Abend. Mehr als 60 Prozent der Studierenden kommt nicht aus den Niederlanden, sondern aus anderen EU-Mitgliedstaaten. So passt das Publikum zum Gebotenen: junge Leute, die wissen wollen, welche Politik die europäischen Parteienfamilien durchsetzen wollen, wenn sie im europäischen Parlament nach den Wahlen Mehrheiten finden. Es geht also an diesem Abend mal nicht, wie so oft bei EU-Debatten in der nationalen Arena, um die aktuellen deutschen, niederländischen oder spanischen Befindlichkeiten. Und am Ende nur darum, was das EU-Wahlergebnis für die bundesdeutsche Regierung und Opposition bedeutet.

»ES IST SCHADE, DASS SO EIN ZUSAMMENTREFFEN DER EU-SPITZENKANDIDATINNEN NICHT GANZ NORMAL UM 20.15 UHR IN DER ARD AUSGESTRAHLT WIRD.«

Im Folgenden soll es wirklich um die EU gehen, um tatsächliche und nur behauptete Defizite. Tatsächlich gibt es mit Blick auf die europäische Öffentlichkeit Probleme. Wie man in Deutschland sehen kann, interessieren sich Medien meistens wenig für die Arbeit der Abgeordneten des Europäischen Parlaments oder der Kommission, das gilt auch für Qualitätsmedien. Die Themen der Europawahl hießen in Deutschland AfD, Ampel und Friedrich Merz. In den Niederlanden war das Thema Geert Wilders. Diese groteske Nationalisierung ist 2024 immer noch ein wesentliches Problem der Europäischen Union, weil es einen echten europäischen Wahlkampf, inklusive europäischer Debatten zur Arbeit des Parlaments der letzten fünf Jahre verhindert. Bei der Wahlveranstaltung in Maastricht ging es wirklich um europäische Politik; es wurde gestritten um die richtigen europäischen Konzepte und Prioritäten. Eine Liberale forderte mehr europäische Waffen für die Ukraine und eine Stärkung der europäischen Verteidigungspolitik. Ein Linker den Einsatz der Europäischen Union

für Friedensverhandlungen. Ein Grüner kritisierte den Abbau des European Green Deal, worauf eine Christdemokratin eine Rücknahme der europäischen Regeln für Landwirte verteidigte. Es wurde sogar richtig ungemütlich, als ein europäischer Rechtsextremer versprach, die aus seiner Sicht »korrupte« Kommissionspräsidentin sofort zu feuern, wenn seine politische Fraktion, nämlich »Identität und Demokratie«, eine Mehrheit bekäme. Und als der Linke, ein Österreicher, eben jene Ursula von der Leyen auf Englisch fragte, ob in Gaza nicht jeder Tag ein 7. Oktober sei, war das selbst für die ewig Lächelnde nicht einfach zu parieren.

So könnte eine ganz normale hitzige Debatte der Spitzenleute eben jener politischen Parteien aussehen, die im Parlament Fraktionen bilden. Genau das sollte sich mit der Idee der Spitzenkandidatinnen etablieren, die vor zehn Jahren mit dem Streit zwischen Jean-Claude Juncker und Martin Scholz vom Europäischen Parlament zum ersten Mal erfolgreich lanciert wurde. Personalisierung heißt das Zauberwort. Deshalb ist es auch schade, dass so ein Maastrichter Zusammentreffen der Spitzenkandidatinnen eben nicht ganz normal um 20.15 Uhr live in der ARD und in den öffentlich-rechtlichen Programmen der anderen nationalen Sender ausgestrahlt wird.

Warum ist das nicht »normal«?

Weil der europäische Wahlkampf niemanden interessiert, wenn er nicht national ist? Weil sich die Europäerinnen auf Englisch stritten und man Teilen des Publikums keine Übersetzung zumuten konnte? Alexander Thiele ist Professor für Staatstheorie und Öffentliches Recht an der BSP Business & Law School Berlin. An einem Tag im Frühsommer sitzt Thiele, 45, dort auf der Terrasse der Cafeteria – jugendlicher Habitus, Bart – und spricht von einem strukturellen Problem. Für die Funktionsfähigkeit demokratischer Ordnungen spiele eine genuin europäische Öffentlichkeit eine wesentliche Rolle, weil die es erst ermögliche, europäische Themen in einem grenzüberschreitenden europäischen Diskursraum zu verhandeln. Allerdings stellt er fest, dass der politische Streit auf der europäischen Ebene immer noch als Defizit beschrieben wird. Jedes politische Problem, beispielsweise die ewig langen Nachtsitzungen der Staats- und Regierungschefs würden nicht als gewöhnliche, vielleicht sogar wünschenswerte Auseinandersetzung gesehen, sondern mit der »defizitären Institutionen- und vertraglichen Ordnung verknüpft, die das Politische noch nicht endgültig hat überwinden können«. Dahinter stecke, sagt Thiele, der Wunsch nach dem europäischen Raum der technokratischen Lösungen, die den politischen Streit ausschalte. Thiele, das sollte man vielleicht erwähnen, scheint selbst alles andere als ein Technokrat zu sein. Wenn er von der EU spricht, dann voller Leidenschaft.

In seinem aktuellen Buch *Defekte Visionen* beschreibt er schlüssig, dass die bisherigen Visionen zur Zukunft der EU vom Wunsch geprägt waren, durch die Veränderung der Ver-

fasstheit zur besseren Politik zu kommen. Und zwar durch die Änderung der Verfahren und nicht durch eine Erweiterung der Arena des politischen Streits. »Defekt« in diesem Sinne waren beispielsweise die prominent vorgetragenen Visionen der Vergangenheit von Joschka Fischer über Emmanuel Macron bis zu Olaf Scholz und der jüngsten Konferenz zur Zukunft Europas: Mal seien es die fehlenden Kompetenzen, mal die institutionelle Struktur, mal die verfehlten Abstimmungsmodalitäten und manchmal einfach der Status quo per se, die eine Lösung verhindern würden. Sieben Jahre nach seiner ersten Sorbonne-Rede hat nun Frankreichs Präsident Macron vor der Wahl nochmals betont, dass es nur im bescheidenen Maße gelungen sei, Europa demokratischer zu machen. Dabei war es Macron, der die Idee eines europäischen Wahlkampfes mit Spitzenkandidatinnen massiv beschädigt hatte, als er vor fünf Jahren den EVP-Spitzenkandidaten Manfred Weber als Kommissionspräsident verhinderte.

»ALEXANDER THIELE BESCHREIBT, DASS DER POLITISCHE STREIT IN DER EU IMMER NOCH ALS DEFIZIT BESCHRIEBEN WIRD UND NICHT ALS WÜNSCHENSWERTE AUSEINANDERSETZUNG.«

Nicht zuletzt durch die ständige Betonung der Defizite der Verfasstheit trägt auch Macron zu einem politischen Phänomen bei, dass im Wahlkampf 2024 wieder eine Rolle spielte. Ein Beispiel von links: Für Sahra Wagenknecht ist die EU inhaltlich ein neoliberales Projekt, weit entfernt von linken Vorstellungen. Jedoch thematisiert sie als Ursache nicht das Fehlen linker Mehrheiten im Parlament, sondern die »abgehobene Politik ferner, demokratisch kaum kontrollierter EU-Technokraten«. Im Europaprogramm ihrer Partei heißt es, die EU in ihrer aktuellen Verfassung schade der europäischen Idee, und viele Menschen empfänden dies zu Recht als Angriff auf die Demokratie und als Bedrohung für ihre Kultur und Identität. Auch das ist eine Vision: die EU abbauen, das »echte« (wahrscheinlich sozialistische) Europa aufbauen. Die Behauptung, die EU sei undemokratisch und funktioniere nicht, klingt deshalb gar nicht so falsch, weil eben selbst die Freunde einer stärker integrierten Europäischen Union wie Macron ständig davon reden. Ein anderes Beispiel von der extremen Rechten: der Niederländer Geert Wilders hat inhaltlich ein ▶



ALEXANDER THIELE:
Defekte Visionen. Eine Intervention zur Zukunft der Europäischen Union.
 Campus 2024 –
 155 Seiten, 22 Euro

52 Problem mit dereuropäischen Klimapolitik, mit Migration und dem Schengen-Raum mit seinem freien Personenverkehr. Aber wie Wagenknecht beschrieb auch er in seinem Wahlprogramm die EU in erster Linie als undemokratische Bürokratie: »Wir« sollten uns nicht den Launen der nicht gewählten Kommissare in Brüssel ausliefern, sondern nationale Souveränität zurückholen. Das Muster ist dasselbe: Wem der Inhalt der Politik der Europäischen Union nicht passt, der thematisiert nicht etwa – wie auf der nationalen Ebene – das Problem fehlender Mehrheiten für eine andere Politik, sondern schlägt auf die Verfasstheit ein.

»HIER LIEGT DIE STÄRKE DER EU: SIE FUNKTIONIERT ALS GESETZGEBUNGSMASCHINE. TROTZ MÜHSAMER KOMPROMISSE ZWISCHEN 27 STAATEN.«

Alexander Thiele beschreibt übrigens in seinem Buch ausführlich die Frage, wie defizitär die EU nun wirklich ist. Und Überraschung: Die Europäische Union weise mit ihren beiden formalen Legitimationssträngen – dem direkt gewählten Europäischen Parlament einerseits und dem indirekt demokratisch legitimierten Rat andererseits – ein beachtliches Legitimationsniveau auf. Im Übrigen führe der Vergleich mit nationalen Maßstäben nur bedingt weiter, da in jedem der 27 Mitgliedstaaten verfassungsrechtlich und auch kulturell sehr unterschiedliche Gewichtungen gälten. Beispiel Bundesverfassungsgericht, das bis heute in der EU das staatliche Prinzip der Wahlrechtsgleichheit beeinträchtigt sieht, weil proportional mehr luxemburgische Abgeordnete im EU Parlament sitzen als deutsche. Dabei sei das Verfassungsgericht mit Blick auf den deutschen Föderalismus nicht ganz so streng: In Deutschland, schreibt Thiele, sei mit dem Bundesrat etwa ein Organ an der Gesetzgebung beteiligt, das in dieser Hinsicht beachtliche Ungleichheiten aufweise, die in der Rechtsprechung mehr oder weniger ignoriert würden. Und selbstverständlich wird in Deutschland nicht in jedem nationalen Wahlkampf der Föderalismus als solcher infrage gestellt und schon gar nicht die Übertragung oder der Rückbau der Souveränität vom Bund zu den Ländern gefordert. Denn obwohl die Bundesrepublik Defizite aufweist, wird das Funktionieren des Gesetzgebungsprozesses nicht ständig infrage gestellt.

Hier liegt überraschenderweise eine Stärke der EU: Sie funktioniert. Sie funktioniert als Gesetzgebungsmaschine. Trotz

mühsamer Kompromisse zwischen 27 Mitgliedstaaten und dem Parlament kommen Rechtsakte, wie beispielsweise zum Klimaschutz, in überschaubarer Zeit zustande, wegen einer Routine und auch informellen Praktiken, die sich auf der Basis heutiger Verträge etabliert haben. Dieses Funktionieren hat erst einmal nichts mit dem politischen Inhalt zu tun, der einem mehr oder weniger gefällt. Wo es hakt, wie bei der Migration oder der Ukraine, stehen oft tatsächlich unvereinbare politische Haltungen dahinter. Ob hier eine Mehrheitsentscheidung und das Überstimmen einzelner Mitgliedsstaaten helfen würde, ist zweifelhaft.

Die Einsichten Alexander Thieles stehen konträr zum Mainstream: Es sollte eben nicht um eine fundamentale Reform des bestehenden institutionellen Systems gehen, da das heutige Zusammenspiel zwischen Europäischem Parlament, Rat und Kommission die historisch gewachsenen Besonderheiten der Europäischen Union »prinzipiell adäquat abbilden«. Damit stellt Thiele zu Recht den ganzen Mythos vom Demokratiedefizit infrage. Weitergehende Änderungen, wie Mehrheitsentscheidungen im Bereich der Außen- und Sicherheitspolitik oder auch die sympathisch klingende Einführung transnationaler Listen werden das Demokratieproblem eben nicht per se lösen, sondern können neue Legitimitätsprobleme hervorrufen. Es geht gerade nicht um den angeblichen großen Wurf, es geht um pragmatische Anpassungen.

Vor allem geht es um Politik, Öffentlichkeit, Mehrheiten und Streit. ◀

MARTIN UNFRIED ist Politologe und Senior Researcher an der Universität Maastricht.

DENKEN OHNE GELÄNDER

Unter welchen Voraussetzungen kann die Auslagerung von Entscheidungen an Maschinen sinnvoll sein?

53

Ende Februar erlangte ein selbsternannter »Anzeigehauptmeister« über *Spiegel TV* Berühmtheit: Rigoros zeigt der 18-Jährige in seiner Freizeit bundesweit Verstöße gegen die Straßenverkehrsordnung an, mit Vorliebe Falschparker. Ein neues Internetphänomen war geboren, wurde gefeiert, beleidigt, attackiert und löste im Sinne der geliebten deutschen Streitkultur Grundsatzdebatten zwischen Auto- und Fahrradfraktionen aus. Kaum beachtet wurde in der Hitze des Gefechts, dass das fleißige Anzeigen mit überschaubaren Konsequenzen einherging, wie sich in den Statistiken seiner Heimatgemeinde zeigt: 2023 wurden für 22 von 889 durch Privatpersonen eingereichte Anzeigen ein Verfahren eingeleitet, nur in zehn Fällen ein Verwarngeld ausgesprochen.

Es gibt viele Situationen, in denen die strikte Auslegung von Gesetzen oder Regeln wenig angemessen ist – warum sollte eine Fußgängerin an einer übersichtlichen Straßenkreuzung an einer roten Ampel warten, wenn keine anderen Verkehrsteilnehmenden in Sicht sind? Die Nichtbeachtung von Regeln ist in solchen Fällen kein Systemversagen, sondern ein einkalkuliertes Feature. Das gerechte Recht – *ius aequum* – verfestigt Ausgewogenheit als gewünschte Dichotomie zur strikten Interpretation von Gesetz.

Der Gegensatz dazu ist ein algorithmisches Vorgehen, also pflichtig auszuführende Schritt-für-Schritt-Anweisungen. Bei selbstlernender KI wird zu Beginn festgelegt, welche Ziele erreicht werden sollen, sodass dann Entscheidungen schnell, effizient und reihenweise getroffen werden können.

Während es beim Falschparken wohl zu aufwendig ist, Regelverstöße flächendeckend mit Sensoren, Kameras und einer Bilderkennungssoftware automatisch zu erfassen, zu prüfen und zu ahnden, werden immer mehr Entscheidungen (teil-) automatisiert – von der nächsten Saison kommenden Abseits-technologie im englischen Fußball über die Vorsortierung von Bewerbungsunterlagen bis zu der Identifizierung von Tumoren oder Zielen für Raketenangriffe.

Die Auslagerung von Entscheidungen an Maschinen mag aus verschiedenen Gründen verlockend und sinnvoll sein – schließlich »leiden« Menschen unter einer Fülle von kognitiven Verzerrungen und Willkür, machen viele Fehler, werden müde und sind teuer. Doch auch bei KI-basierten oder KI-unterstützten Entscheidungen lauert eine Reihe von Tücken, sei es die Verstärkung von bestehenden Vorurteilen, die schwieri-

gere Nachvollziehbarkeit oder die Trainingsdaten-Monokultur, die droht, wenn selbstlernende Systeme mit der Zeit vermehrt von Daten lernen, die selbst den Entscheidungen selbstlernender Systeme entspringen. Dazu kommt: Je stärker der Alltag geprägt ist von einer Fülle an erfüllten Regeln, desto weniger Entscheidungen müssen wir treffen, desto weniger müssen wir selbst denken.

Nun ist das Treffen von Entscheidungen ein elementarer Bestandteil der menschlichen Existenz. Dass die Erfahrung von Handlungsfähigkeit – schlicht und ergreifend, was uns dazu motiviert, morgens aus dem Bett zu kommen – immer mehr in Konkurrenz oder mindestens Koexistenz mit KI tritt, bewog Urs Gasser und Viktor Mayer-Schönberger dazu, in ihrem Buch *Guardrails* (deutsch: Leitplanken) darüber nachzudenken, wie man gute Voraussetzungen für gute Entscheidungen schaffen kann. Oft begleiten die Herausforderungen, denen man aktuell bei automatisierten Systemen begegnet, den Menschen seit jeher. Entsprechend hat unsere Gesellschaft vielfältige Mechanismen entwickelt, um etwa die Verfügbarkeit und die Qualität von Informationen zu gewährleisten, Prozesse der Entscheidungsfindung zu strukturieren oder die Bandbreite an möglichen Entscheidungen zu begrenzen – sie sind in Gesetzen, Religion, Bildung oder Benutzeroberflächen eingebettet. Gute *Guardrails* sollen lenken, aber Entscheidungen nicht vorwegnehmen – man kann immer noch über das Gelände springen.

Je besser KI wird, desto stärker wird auch die Versuchung, in komplexen sozialen Fragestellungen technische Abkürzungen zu nehmen. Weil in jeder KI bereits *Guardrails* einprogrammiert sind, können so jedoch Leitplanken zementiert werden, ohne dass man sich darüber ausreichend im Klaren ist. Eine resiliente Gesellschaft muss sich aktiv damit auseinandersetzen, wie Entscheidungen getroffen werden, und sich den Aufwand leisten, in ihren Abwägungen elastisch zu bleiben. Bessere Entscheidungen brauchen Raum für das Subtile und die Bereitschaft, über das bereits Bekannte hinauszugehen und aktiv andere Informationsquellen auszumachen. Menschliche Innovation fußt darauf, auch mal seltsame Entscheidungen zu treffen: Jede anders getroffene Entscheidung kann man als Experiment verstehen, in der Summe entsteht so die Grundlage für sozialen Fortschritt. Tatsächlich ist also eines der fundamentalsten *Guardrails* das Denken ohne Geländer. ◀

KLASSENZIMMER DER ZUKUNFT

54 **Changemaker: Der Lehrer Philip Elsen baut mit seinen Schüler*innen das erste Klassenzimmer nach Kriterien der Kreislaufwirtschaft – Raum R.55 am Berliner Beethoven-Gymnasium**

TEXT: DANA GIESECKE | FOTO: ALENA SCHMICK

Richtig sauer kann Philip Elsen werden, wenn jemand behauptet, dass drängende Probleme an deutschen Schulen sich mit der Anschaffung von Tablets und anderer technischer Ausstattung lösen lassen. Elsen (45) ist Politiklehrer und Fachbereichsleiter für Gesellschaftswissenschaften am Beethoven-Gymnasium in Berlin-Lankwitz, und er sagt: »Es geht nicht um das Know-how, wenn Schüler auf ihre Zukunft vorbereitet werden sollen, sondern um das Know-why.« Sein gerade noch ernstes Gesicht verändert sich nun in ein strahlendes. Die Frage nach dem »Warum?« sieht er als sehr wesentlich an, wenn junge Leute gesellschaftliche Transformationsprozesse mitgestalten sollen, um den Klima-, Ressourcen- und Umweltproblemen zu begegnen.

Gut, dann lautet die Frage: »Warum?«

»Weil es cool ist und Spaß macht, wenn man Freiheit und Selbstwirksamkeit erfahren darf«, sagt Elsen, der selbst dreifacher Vater ist. Auch Offenheit, Empathie und Wertschätzung seien Werte, die Schule auch vermitteln sollte, damit sich die jungen Erwachsenen später konstruktiv Herausforderungen entgegenstellen können. Ja klar, Wissen sei auch wichtig, doch nur im Tun allein, im Gestalten und Verändern, ließen sich neue spannende Konfigurationen schaffen. Das mache gute Laune – sogar in der Schule.

Für eine zukunftsfähige Schule, in der und für die man sich begeistern kann, unternimmt Elsen seit vielen Jahren eine ganze Menge. Er veranstaltete zusammen mit seinen Schüler*innen berlinweite und schulübergreifende Kongresse zu Themen der Nachhaltigkeit und der künftigen Arbeitswelt. Er initiierte gemeinsam mit Schüler*innen den Politik-Podcast *Zukunftsgeflüster*, der mittlerweile 27 Folgen zählt. Er drehte mit ihnen Videos, zum Beispiel über Kinderarmut. Gemeinsam gingen sie, Elsen und seine Schulklassen, in die Welt und luden Expert*innen aus Kunst, Wissenschaft oder zivilgesellschaftliche Institutionen in ihre Schule ein. So machten sie die alten Mauern des 1913 errichteten Schulgebäudes durchlässig.

Nun hat Elsen auch noch proaktiv unüberwindbar scheinende Hürden des starren Systems Schule überwunden. Der Raum R.55 wurde von Elsens Zusatzkurs »Politik und Wirt-

schaft« zum ersten zirkulären »Klassenzimmer der Zukunft« umgebaut. Zirkulär bedeutet, dass alle Rohstoffe so geplant und verwendet worden sind, dass sie irgendwann wiedergenutzt oder komplett abbaubar in den Kreis zurückgegeben werden können. So implementierte dieser Zusatzkurs ein Stück Neues mitten im Bestand und veränderten damit die Schule und die Lehre von innen heraus.

»Wie kann man kritisches und politisches Denken in bestehende Formate integrieren und dabei Demokratie fördern? Das ist eine Frage, die mich schon immer angetrieben hat«, sagt Elsen, nimmt sich mit der einen Hand die Lesebrille von der Nase und greift mit der anderen Hand an seinem Dreitagebart. Im Raum R.55 manifestierte er nun die Grund- und Leitsätze seiner Lehre und verband sie mit dem wichtigsten Bestandteil des Lehrerberufes: Leidenschaft.

Meistens sind Bauherren psychisch und finanziell ruiniert, wenn sie ihr Gebäude präsentieren. Elsen hingegen ist froh und stolz, dass er das erste zirkuläre Klassenzimmer Deutschlands zeigen darf. »Hier schau! Der Boden ist so geil! Wie zu Hause im Wohnzimmer!«, ruft er, kniet sich in seinem perfekt sitzenden blauen Herrenanzug hin und streichelt den Belag aus recycelbaren und nachwachsenden Rohstoffen in Holz-Optik. Dann geht er zur Wand und berührt diese ebenfalls sanft: »Diffusionsfähig, Allergiker-geeignet, ohne Konservierungsstoffe und ohne Lösungsmittel. Der Hammer!« Auch die alte Decke des Raumes wurde herausgerissen und durch neue Deckenplatten eine Optimierung des Lichts und der Akustik erreicht. Die Schulmöbel sind alle Cradle-to-Cradle-zertifiziert, das heißt, sie werden nach ihrer Schulzeit wieder in einen Materialkreislauf rückgeführt und gelten somit als die nachhaltigsten Schulstühle weit und breit.

Nahezu alle Materialien für Boden, Decke und Möbel wurden von Firmen gesponsert: »Diese Firmen haben sich mit uns auf den Weg gemacht und Teile ihres Sortiments gegeben. Jetzt supporten wir sie, nennen deren Namen, sonst machen die das kein zweites Mal und kehren zurück zum linearen Prozess. Das wäre überhaupt nicht schön«, sagt der vorausschauende Lehrer.



»Man muss kleine Löcher, kleine Handlungsspielräume nutzen«: Unser Lehrer Philip Elsen in Berlin.

Eine Etage über dem »Klassenzimmer der Zukunft«, auf einem Balkon, wurde ein Solarkraftwerk installiert. An sonnigen Tagen ist der Raum komplett energieautark, sogar wenn alle ihre Smartphones aufladen und Licht sowie das Smartboard eingeschaltet sind. »So viel Saft nur durch ein kleines Balkonkraftwerk. Wie cool wäre es, wenn wir so etwas überall hätten«, sagt Elsen. Das Solarpanel ist mit einer App verbunden, sodass man jederzeit sehen kann, wie hoch der Energieverbrauch ist, wie viel Energie in das Netz eingespeist wird und wie viel Geld man spart. »Das haben die Mathe-Freaks unter meinen Schülern errechnet. Und ohne, dass das geplant war, haben wir interdisziplinär gearbeitet«, erzählt Elsen.

Über zwei ganze Schuljahre hinweg entwickelten und planten die Schüler*innen dieses Pilotprojekt. Sie gingen gemeinsam den Weg von der linearen Wirtschaft zu einer Kreislaufwirtschaft, bestimmten Kriterien und Aspekte der Nachhaltigkeit und diskutierten über die Rolle von Design und Ästhetik. Elsen erinnert sich: »Wir fragten uns, wie wir das Klassenzimmer nach Kriterien der Kreislaufwirtschaft so gestaltet bekommen, dass es nicht nur seinem Zweck dient, sondern dass darin Lernen Spaß macht und man Lust hat, hierher zu kommen. Jede Bank, jedes Start-up weiß doch, wie wichtig es ist, dass der Eingangsbereich so gut aussehen muss, dass man sich sofort wohlfühlt. Nur wenn man über Schulen redet, spricht man die ganze Zeit

über Toiletten, die zu funktionieren haben. Man sagt, die Schulen seien die Kathedralen der Zukunft, come on! Wir müssen unbedingt auch bei den Nachhaltigkeitszielen über Ästhetik nachdenken, sonst haben wir keine Chance.«

Auch die Schulleiterin Gunilla Neukirchen sagte: »Das können wir machen« und unterstützte bei den Genehmigungsverfahren für die Solaranlage oder für spezielle Materialien. Sie räumte diesem Zusatzkurs eine hohe Relevanz ein und zeigte großes Vertrauen, etwas Neues auszuprobieren. »Diese Wertschätzung der Direktorin war eine extreme Motivation für alle Beteiligten«, sagt Elsen und weiter: »Mutige Menschen braucht man. Denn die Strukturen sind bräsig und nur schwer zu verändern. Man muss die Löcher, kleine Handlungsspielräume, erkennen und nutzen. Leonard Cohen hatte wirklich Recht, als er sang: »There is a crack in everything, that's how the light gets in.««

Die Cradle-to-Cradle NGO unterstützte die gymnasiale Umbau-truppe ebenfalls. Auch sie ist der Meinung, dass das Klassenzimmer noch große Strahlkraft weit über Lankwitz hinaus entfalten wird. Elsen beginnt jedoch zunächst einmal im eigenen Haus bei seinen Kolleg*innen. Dabei mag er keine Ermahnungen mit erhobenem Zeigefinger, wie: »Warum machst du denn nichts?«, sondern er zielt auf praktische Anschauung ab: »Geh doch mal rein und guck dich um!« ◀

SOLDAT-SEIN

Kameradschaftliche Fürsorge in der Gemeinschaft und
Kampfbereitschaft gegen den äußeren Gegner



»Die Zwangslage einer soldatischen Gemeinschaft«: Aus der FAZ vom 2. Oktober 2023.

Der erste Eindruck: Ein fotografischer Schnappschuss, die Momentaufnahme einer dramatischen Situation. Zwei Soldaten – in grünlichen Flecktarnuniformen, mit geschwärtzten Gesichtern, knieend, bewaffnet – bemühen sich während eines Kampfes um einen reglos am Boden liegenden, verwundeten Kameraden. Sie werden verteidigt von einem weiteren Soldaten, der sie deckt und – ebenfalls knieend – seine Maschinenpistole gegen einen unsichtbaren Feind richtet.

Der Verwundete trägt, anders als seine Kameraden, keinen Stahlhelm. Sein Gesicht ist nicht getarnt. Der sichtbare linke Unterarm, die Füße und ein schmaler, heller Hautstreifen zwischen Uniformhose und Jacke sind unbedeckt. Während einer der Soldaten die Wunde am Unterleib des Verletzten versorgt, sprüht der andere aus einer Plastikflasche mit rötlicher Füllung ein Desinfektions- und/oder Schmerzmittel auf die Wunde. Der – wohl auch vom Blut des Verletzten – rot gefärbte Boden und die rötlich graue Wand im Bildhintergrund kontrastieren mit dem grünlichen Flecktarn der Uniformen und verstärken durch die Farbsymbolik die atmosphärisch bedrückend aufgeladene Ausdrucksgestalt des Fotos: den Gegensatz zwischen Schutz, Fürsorge und Hilfe einerseits, Bedrohung und Kampfbereitschaft andererseits.

Der genauere, zweite Blick auf das Foto enttarnt den »Verwundeten« als Dummy – als sorgfältig drapierte Gliederpuppe und Trainingsmaterial für die medizinische Versorgung innerhalb einer Ausnahmesituation: Wehrpflichtige trainieren das Anlegen eines Verbandes bei einem Schwerverletzten während eines simulierten Kampfeinsatzes.

Der Fiktion zum Trotz verweist die Simulation dennoch auf wesentliche Elemente des Soldat-Seins in dessen archaischer Grundsituation: auf die Zwangslage einer soldatischen Gemeinschaft, innerhalb derer jeder – angesichts der Bedrohung durch den Feind – den anderen ein »guter Kamerad« sein muss, kann es doch jeden so treffen, dass er »mir« einmal »vor den Füßen (liegt) als wär's ein Stück von mir« (Ludwig Uhland).

Den Gegensatz zu dieser kameradschaftlichen Fürsorge nach innen bildet die Kampfbereitschaft gegen den äußeren Gegner. Diese ist im äußersten Fall definiert durch die »grundlegende Unterscheidung von Freund und Feind«. Dabei braucht der Feind »nicht moralisch böse, er braucht nicht ästhetisch hässlich zu sein [...]. Er ist eben der andere, der Fremde, und es genügt zu seinem Wesen, dass er in einem besonders intensiven Sinne existenziell etwas anderes und Fremdes ist« (Carl Schmitt: *Der Begriff des Politischen*).

Diese von einem – noch immer bewunderten – staatsrechtlichen Vordenker des Dritten Reiches entworfene Definition des Feindes, hat keinerlei Berührungspunkte zu dem von diesem Denker ausdrücklich verachteten »barmherzigen Samariter«

(Lukas 10, 30 ff.) – zu einer Fürsorge, deren Gegenüber nicht durch die Zugehörigkeit zu einer bestimmten (Volks-)Gemeinschaft ein- oder ausgegrenzt wird.

Die Barmherzigkeit des Gleichnisses gilt nicht nur guten Kameraden, die im Idealfall »im gleichen Schritt und Tritt« (Uhland) gehen, sondern allen Menschen, die ihre wechselseitige Schwäche und Schutzbedürftigkeit kennen. Hier geht es nicht um Kampf, sondern um Hilfsbereitschaft; nicht um das Training von Einsatzbereitschaft, sondern um Empathie; nicht um Mitglieder einer bestimmten Gemeinschaft, sondern um die Gemeinschaft aller Menschen.

Das Foto steht für die Grundsituation des Soldat-Seins innerhalb der archaischen Freund-Feind-Konstellation. Etwas völlig anderes wäre ein Soldat-Sein innerhalb der humanen Grundkonstellation wechselseitiger Anerkennung. Aber auch diese Konstellation ist, wenn sie mehr sein will als eine schöne Hoffnung, nur dann überlebensfähig, wenn es ihr gelingt, eine grundlegende Balance herzustellen zwischen elementarer Friedensfähigkeit und gleichzeitiger »Kriegstüchtigkeit« (Boris Pistorius) gegenüber allen Formen der Unmenschlichkeit und des Gemeinschaftsfundamentalismus. ◀

HANS-GEORG SOEFFNER ist emeritierter Professor für allgemeine Soziologie und Begründer der visuellen Soziologie in Deutschland.



»Die Konservativen haben einen Punkt, wenn sie uns Menschen nicht zu viel zumuten wollen, weil das mögen wir nicht.«: Peter Unfried

FUTURKULTUR

BALL FLACHER HALTEN!

Es kann keine »sozialökologische Transformation« geben, wenn man nicht berücksichtigt, auf welchen Grundlagen Gesellschaft funktioniert. Armin Nassehis grandiose *Kritik der großen Geste*

TEXT: PETER UNFRIED

Ich hab ja nun selbst seit vielen Jahren das große Projekt der »sozialökologischen Transformation« beschrieben, beschworen und gefordert. Hab von der Kanzel der Aufklärung herunter erklärt, warum das jetzt dringend sein muss und warum das auch supi wird und deshalb zum Wohl aller oder doch der meisten ist.

Es hat sich aber nichts getan, jedenfalls nicht im großen Sinne, der mir vorschwebte.

Ich hab dann streng und immer strenger kritisiert, dass sich nichts tut oder zu wenig, dass Union und SPD schlimme fossile Parteien seien, und wie dringend es ist und immer dringender wird und dass die Kippunkte und so weiter.

Es hat sich aber weiter nichts getan, was der Dringlichkeit angemessen wäre. Union und SPD hat das überhaupt nicht gekratzt und für ihre Wähler hat es offensichtlich auch keine Priorität. Sonst wären ja Teile zu einer Partei gewechselt, die mehr Klimapolitik machen will und nicht zu einer, die die Erderwärmung als Verschwörung einer Elite versteht, um das Volk zu quälen und zu unterdrücken.

Weshalb es jetzt nötig ist, innezuhalten und zu überlegen, ob man das, was offenbar nicht funktioniert, einfach immer weiter machen und damit letztlich auch zu einer physikalischen und gesellschaftlichen Eskalation beitragen will. Die Alternative ist, zu überlegen, wo man selbst falsch liegt. Und in der ▶

60 Folge die »große Geste« stecken lassen, wie Armin Nassehi in seinem neuen Buch vorschlägt. Wer »die Gesellschaft« ändern will, sagt der Münchner Soziologe und Systemtheoretiker, muss »anders über Transformation nachdenken«, wie es im Untertitel heißt – und erst mal sagen können, was Gesellschaft überhaupt ist und wie sie funktioniert.

»ÜBRIGENS IST DER MENSCH NICHT SO, WIE ER FÜR DIE GROSSEN GESTEN DER VERÄNDERUNG DARGESTELLT WIRD.«

»Die Gesellschaft« als System gibt es nicht. Es gibt differenzierte Systeme der Gesellschaft, Wirtschaft, Wissenschaft, Politik, Medien, diese Systeme sind sehr stabil, was gut ist, weil sie halten und eben nicht zerbrechen, etwa wenn ein paar Nazis einen Umsturz planen. Der Nachteil ist, dass sie auch bei Veränderungsnotwendigkeit erst mal starr bleiben. Die »Gesellschaft«, also die unterschiedlichen Systeme nebeneinander, ist viel träger, als wir mit unserem »Wir haben keine Zeit mehr«-Gerede wahrhaben wollen.

Eine funktional differenzierte Gesellschaft der verschiedenen Kompetenzen hat uns seit Beginn der Industriegesellschaft enorm nach vorn gebracht in den zentralen Bereichen Freiheit, Sicherheit, Gesundheit, Wohlstand, Bildung, Emanzipation, Wohnen, Essen, älter werden und besser alt werden. Auch was Individualisierung angeht, was ja nun nicht a priori schlecht ist, im Gegenteil.

Diese Gesellschaft der Vielfalt hat eben keine omnipotente Spitze, wie eine autoritäre oder totalitäre Organisationsform. Und sie hat auch kein großes oder gar gleichzuschaltendes »Wir«, das im Gleichschritt denkt und funktioniert. Und das ist auch gut so, sonst wäre sie nicht so weit gekommen. Eine liberaldemokratische Großgruppe ist nicht mit »Wir«-Formeln zu steuern, die Leute sind eigensinnig und eigensichtig. Es handelt sich bei Deutschen oder Europäern um eine Menge von Individualisten mit losen Verbindungen, die unterschiedliche Interessen und Kulturen und Weltvorstellungen haben, aber eben auch gleiche Interessen, und da kann man Leute zusammenbringen.

Übrigens ist der Mensch auch ist nicht so, wie er für die großen Gesten der Veränderung dargestellt wird. Da haben die Konservativen einen Punkt, wenn sie uns Menschen nicht zu viel zumuten wollen, weil das mögen wir nicht, und zwar ungeachtet der politischen Orientierung. Fast alle Menschen sind konservativ, zumindest was ihre Alltagsrealität angeht. Sie

brauchen Sicherheit, sie brauchen verlässliche Bindungen, sie brauchen morgens erst mal einen Kaffee, sie wollen im Berufs- und Lebensalltag das machen, was sie immer machen und was sich für sie bewährt hat oder woran sie sich gewöhnt haben. »Der Alltag ist stärker als jede Einsicht«, sagt Nassehi. »Gesellschaftliche Praxis ist von Wiederholung und Selbstbestätigung geprägt.« Wer uns Menschen für Neues gewinnen will, muss an unserer Alltagsrealität andocken.

Die »große Geste«, damit könnten Hedwig Richter und Bernd Ulrich gemeint sein, die in *Demokratie und Revolution* grandiose Analysen von Politik und Demokratie liefern, und ein Modell komplementär oder im Widerspruch zu Nassehi entwickeln. Was laut Nassehi gar nicht funktioniert, ist die Idee, es würde vorangehen, wenn »wir« unsere Einstellung ändern und in der richtigen Art und Weise handeln. Das fordern Richter und Ulrich: Das Individuum muss zurück in die Verantwortung und als ein gemeinsames »Wir« Revolution machen.

Es handelt sich um keine Revolution im Sinne eines Systemsturzes mit Gewalt, sondern eine Überarbeitung des Systems der liberalen Demokratie, die diese in die Lage versetzt, die großen Probleme ernsthaft zu bearbeiten. Eine Kernthese ist, dass wir gefangen sind in einer »Ideologie der Zumutungslosigkeit«, mit der Zukunft nicht mehr funktioniert (was ich auch so sehe) und wir diese nur selbst abschaffen können, indem wir es einsehen und umkehren (was ich nicht mehr für realistisch halte).

»Die zerstörende Klasse muss zugleich die befreiende sein«, also nicht das ärmere Drittel der Gesellschaft, sondern Mittelschicht aufwärts. Diese Leute, also wir, befreien uns aus der »selbstverschuldeten ökologischen Unmündigkeit«, so der Buchuntertitel, und vom »Leben in der Zerstörung«, verabschieden die alte Normalität bundesrepublikanischen Lebens und leben eine neue Normalität, in der »ökologisch motivierter Verzicht zum selbstverständlichen Teil des ganzen Lebens« wird.

Dahinter entfalten sich drei große Gedanken (Nassehi würde wohl sagen: große Gesten). Zum einen wird die als »belastend« angenommene Situation der Verdrängung oder schon Resignation überwunden, zum zweiten wird das Muster überwunden, nachdem der Einzelne zwar nur kleine Schuld hat, aber großer Schaden für andere entsteht, die an einem anderen Ort leben oder in einer anderen, späteren Zeit. Zum dritten, sagen Richter und Ulrich, kann der Westen sich damit neu erfinden, seine geopolitische Vormachtstellung verteidigen und auch moralische Reputation wiedergewinnen oder ausbauen.

Grundlage dieses Denkens ist der zentrale Gedanke der Moderne: Dass die Leute (Mitglieder der Gesellschaft, Bürger) ihre Welt selbst gestalten und verändern können. Das ist ein fundamentaler emanzipatorischer Fortschritt der Geschichte.

Die entscheidende Frage ist aber: Wie genau funktioniert das in einer funktional differenzierten Gesellschaft, die zwar Teilsysteme hat, die dominanter sind als andere, Wirtschaft etwa,



ARMIN NASSEHI:
Kritik der großen Geste: Anders über gesellschaftliche Transformation nachdenken.
C.H.Beck 2024 – 224 Seiten, 18 Euro.
Erscheint im Juli.

aber eben keine hierarchische Spitze, die alles dekretiert? Man kann zwar in die Welt hineinrufen, dass die Leute sich zum Besseren ändern sollen, aber die Erfolge sind aus den von Nassehi genannten Gründen bescheiden. Die These von Richter und Ulrich ist, dass das Verleugnen der Folgen des Nichthandelns, also die Kosten für Arme, Zukünftige und Natur, anstrengender und quälender ist als Handeln. Nun gibt es in diesen Tagen einige, meist Jüngere, die klimakrank sind, also seelisch am Nichthandeln leiden. Doch die meisten Leute leiden immer noch eher, wenn es ein vegetarisches Buffet gibt, sie den Zug statt ihres Autos nehmen sollen oder der Sprit teurer wird.

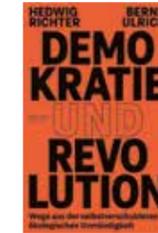
Okay, das sind unterschiedliche Einschätzungen, ich will auf keinen Fall hoffen, dass ich recht habe, aber ich befürchte es. Wenn man sich an die großen Schwüre von Politik und auch unsereins erinnert, in Pandemie oder so, nun aber wirklich im Angesicht der Scheiße anders zu agieren. Sobald alles wieder »normal« zu sein schien, hatte man auch selbst anderes zu tun. Klimapolitik triggert manche Leute, erstens wegen befürchteter ökonomischer Nachteile, zweitens wegen angeblichen Arschlöchern, die einem etwas vorschreiben wollen, und der populistische Winner ist dann die komplette oder weitgehende Umwandlung von Sachklimapolitik in Identität.

»ICH NEIGE ZU NASSEHIS GRUNDTHESE, DASS EBEN ALLES NICHT MIT GROSSER GESTE VORGETRAGEN WERDEN SOLLTE.«

Deshalb die Identitäts-Konstruktion von Klimapolitikern als ideologische, elitäre Arschlöcher, die sich gegen den kleinen Mann, das Volk, die »normalen« Leute verschworen haben. Das könnte man für AfD-Stuff halten, aber manchmal sind leider auch liberaldemokratische Parteien und Leitartikler nicht weit weg davon. Der Spin ist letztlich bei illiberalen und enthemmten Liberalen konservativen der gleiche: Was passieren müsste, wird abgelehnt im Namen dessen, was ist oder noch zu sein scheint, also die fossile »Normalität«.

»Schuld« sind nicht die Autobauer, die die Elektrifizierung verpasst haben, sondern die Grünen.

Nicht die GroKo-Politiker, die 16 Jahre keine Zukunftspolitik gemacht haben, sondern die Grünen, die in Ansätzen welche versuchen. Und die Leute, die die Veränderung offensiv fordern, also wir. Da niemand außerhalb der Gesellschaft steht, leben auch wir Checker in einer »Normalität«, die es in Teilen längst nicht mehr gibt, weil es ihre Grundlagen nicht mehr gibt, und die es eben doch gibt, denn wir tun ja jeden Tag, was



HEDWIG RICHTER/BERND ULRICH:
Demokratie und Revolution: Wege aus der selbstverschuldeten ökologischen Unmündigkeit.
KiWi 2024 – 368 Seiten, 25 Euro

wir immer tun, vielleicht mehr Zoom-Konferenzen, aber das hat auch wieder nachgelassen.

Krise, sagt Armin Nassehi, ist das Narrativ der Zeit. Krisendiagnosen haben im kommunikativen Raum Erfolg und Reichweite, die Krisenfrequenz nimmt zu, die sich gegenseitig verstärkenden Krisen nehmen zu, die Krisentonlage der Medien nimmt zu. Das Bestehen auf »Normalität« ist eine durchaus verständliche Reaktion auf das Krisennarrativ und die »Visibilisierungserfahrungen« (Nassehi), also die Sichtbarkeit des Erozierens der Grundlagen unseres (schönen) Lebens.

Die Frage, die sich mir im Nachdenken über Armin Nassehis Buch stellt – und ohne dieses Buch kann man nicht weiterdenken, diese große Geste muss sein: Ist das maximale Krisennarrativ hilfreich, weil es uns endlich aufweckt? Oder ist es schädlich, weil es zwar die Dramatik unserer Lage beschreibt, aber keine Kraft und keine Methode hat, um in den Systemen der Gesellschaft Handeln auszulösen? Verpufft es, weil wir längst auch das große Krisengerede als Normalität eingepreist haben, wie in dem Film *Don't look up* in einer Nachrichtensendung auf den Punkt gebracht: In wenigen Monaten wird die Erde zerstört werden, aha, und damit zum Wetter. Führt es zu Resignation, weil alles zu komplex und unlösbar erscheint?

Wie kann man eine Balance herstellen, in der die Notwendigkeit des Handelns Dynamik auslöst, indem sie mit einer Zuversicht zusammengebracht wird, dass »wir« das hinkriegen und weil es Methoden und politische Leader gibt, denen Mehrheiten das zutrauen, wodurch sich Politik und Leute gegenseitig pushen?

Ich neige zu Armin Nassehis Grundthese, dass alles eben nicht mit »großer Geste« vorgetragen werden kann, weil Transformation nicht als große Form funktionieren kann, sondern nur in konkreten Situationen. Er nennt das »Programm der kleinen Schritte«, die in bestehenden Gegebenheiten einen Unterschied machen (ähem, zum Beispiel eine Wärmepumpe). »Gesellschaftliche Transformation muss sich praktisch ereignen.« Oder sie ereignet sich gar nicht.

Ja, aber, wird man nun rufen: Ist das denn nicht alles viel zu wenig? Nein, was wir bisher NICHT machen, ist viel zu wenig. Bei aller Skepsis gegenüber Fußballmetaphern: Bayer Leverkusens Erfolg in diesem Jahr beruht darauf, dass das Team weiß, wie es geht und deshalb den Ball immer schön flach hält.

Das sollten wir auch probieren. ◀



»Einmal fährt Ingmar mit seiner Ex-Schwiegermutter Katja zum Eselstreicheln.«

UND WIESO MACHT IHR DAS?

Modern Love: Seit der Trennung hat Ingmar keinen Kontakt mehr zu Max. Aber mit seiner Ex-Schwiegermutter verbindet ihn jetzt eine enge Freundschaft.

TEXT: ARON BOKS | ILLUSTRATION: ALINA GÜNTER

Als Ingmar von der Psychotherapie nach Hause geht, besucht er wie immer das Café neben der Praxis und bestellt einen Tee. Sein Therapeut ist auf Übergänge im Leben spezialisiert und allmählich neigt sich die Therapie dem Ende zu. Es ist Frühsommer in Berlin, die Zeit für Open Airs und verkaterten Lebensmut. Ingmar zieht seine Jacke aus, stellt den Tee auf einen Tisch am Straßenrand und schreibt eine Nachricht an Katja. Er wird 44, ob sie nicht zu seiner Geburtstagsparty kommen wolle.

Katja war bis vor vier Jahren seine Schwiegermutter, wurde dann seine Ex-Schwiegermutter und ist inzwischen: eine seiner engsten Freundinnen. Zu ihrem Sohn Max hat Ingmar keinen Kontakt mehr.

Jetzt kriegt er eine Nachricht: Katja sagt zu seinem Geburtstag zu. Er steckt das Handy in seinen Cardigan, zahlt und geht nach Hause.

Als sich Max vor fünf Jahren von Ingmar getrennt hatte, war sie eine der Ersten, an die er sich wandte. Es war kurz nach Heiligabend: »Wenn ich mir eins wünschen darf«, schreibt er ihr, »dann dass unser Kontakt nicht abbricht.«

»Den Wunsch kann ich dir erfüllen«, antwortet sie ihm. Die beiden schreiben und telefonieren von da an weiter in regelmäßigen Abständen. Max findet das okay, will nur herausgehalten werden. Am Anfang versucht Ingmar mit dem Kontakt als einer Art trojanischem Pferd wieder in Max' dicht bemauerte Nähe zurückzukehren.

Katja treibt ihm das ziemlich schnell aus: »Was damals galt, gilt auch jetzt«, schreibt sie. »Ich werde ihm keine Informationen von dir und dir keine Informationen über ihn geben – aber du kannst mir immer erzählen, was dich bewegt.«

Ihre Beziehung basiert jetzt auf der Regel, dass sie den Namen Max in ihren Gesprächen nicht sagen dürfen. Nach ▶

64 einem Jahr hören sie damit auf, schließlich geht es hier nicht um Voldemort aus Harry Potter, sondern um eine reale Person. Dass Ingmar verletzt ist, wird zu einem der vielen Themen in ihren Gesprächen, aber es ist nicht mehr zentral für ihn. Erst dann werden er und Katja wirklich Freunde.

Ingmars andere Freund:innen reagieren auf seine Beziehung zu seiner Ex-Schwiegermutter meistens so: »Bist du dir sicher, dass das nicht total irre ist?«

Am schlimmsten ist sein Freund Ronny, der immer gern Verhalten spiegeln will, obwohl dadurch eigentlich nur etwas erscheint, was gegen Ronnys Vorstellungskraft spricht.

»Ist doch klar«, sagte er in diesem Fall und bildet mit seinen Fingern ein Viereck vor Ingmar. »Du versuchst an ihr festzuhalten, um auf einem verlustfreien Raum zu tanzen, bei dem schon lang die Musik aus ist.«

Manchmal, denkt Ingmar jetzt auf dem Nachhauseweg, könnte Ronny ihm auch einfach Fragen zu Ingmars Verhalten stellen, anstatt sein abgebrochenes Psychologiestudium zu kompensieren.

Vielleicht wollen Katja und er aneinander festhalten, weil die Trennung einer romantischen Liebe doch schon traurig genug ist. *Festhalten*, denkt er. Schon wieder so ein Wort, dass im Kontext mit Ex-Schwiegermüttern so *toxisch* klingt. Als wäre Fallenlassen so gesund. Irgendwie ist doch auch der Mechanismus von gemeinsamen Freunden mindestens genauso irre, nach einer Trennung Partei zu ergreifen und zu allen auf der anderen Seite alle diplomatischen Verbindungen abzubauen, als wäre man im verdammten Mittelalter, denkt er.

Neulich hat Ingmar für seine Arbeit als Theaterregisseur zu Recherchezwecken eine Studie der Psychologin Andrea Kettenbach über Schwiegermütter-Klischee-Typen gelesen. Ein Extremopol bilde demnach die »gute, aufmerksame, fürsorgliche« und den anderen Pol die »eimmischende, böse« Schwiegermutter. Dazwischen: die »nervige, aber nützliche Mutter«. Klar, da steht auch, dass die Schwiegermutter besser als ihr Ruf sei, es trotzdem Konfliktpotenzial gebe, und das meiste, was so über Schwiegermütter kursiert, sind ja, bei reflektierter Betrachtung, alles Relikte vergangener Zeiten. Passen alle nicht auf Katja. Aber sie hinterlassen doch noch heute ihre Spuren. Jedenfalls denkt Ingmar das, wenn er anderen erzählt, dass er gerade mit Katja telefoniert hat oder sie gleich trifft. Dann kommt immer die Frage: »Und wieso macht ihr das?«

Als er wieder zu Hause ist, gleitet Ingmars Blick durch das Wohnzimmer, in dem seine Geburtstagsfeier stattfinden wird. Ok, vielleicht meinen meine Freunde es auch nur gut, denkt er. Sein Handy verbindet sich mit dem WLAN-Netzwerk mit

Namen »Trudejahn«, eine Zusammensetzung aus seinem und Max' Nachnamen, und an der Wohnzimmerwand hängt ein Foto, auf dem ein in Sand gemaltes Herz zu sehen ist, darin ihre beiden Initialen.

Nach einer kurzen Phase zaghaften Austauschs hörte Ingmar nichts mehr von Max. Eines Tages sah er auf Instagram, dass Max mit seinem neuen Freund in der Stadt war, ohne Bescheid zu sagen. Er schrieb einen Brief: »Danke für eine letzte

Lektion. Jetzt bin ich wohl doch nur einer von den nervigen Exes, die du hasen kannst.«

Er schickte den Brief dann nie ab. In seiner Therapie fand er eine Alternative: ein Paket voller Insidergeschenke. Das verschickte er wirklich an Max. Daraufhin rief ihn Katja an und sagt: »Ingmar, lass den Scheiß.«

Ab da lässt Ingmar den Scheiß.

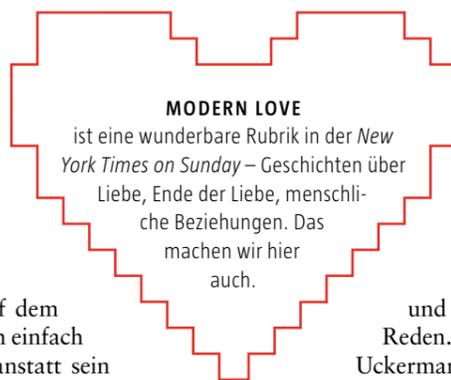
Seit einiger Zeit treffen sich Ingmar und Katja zu zweit in ihren Wohnungen zum Reden. Und einmal fährt Ingmar mit ihr in die Uckermark zu einem Eselhof, damit Katja und er dort Esel streicheln können, weil Katja ihm einmal am Telefon verraten hat, dass diese Tiere eine wichtige Rolle in ihrer Kindheit gespielt haben. Meistens telefonieren sie, das bisher längste Telefonat der beiden dauerte fünf Stunden.

»Ich habe sonst niemanden von meinen Freunden, mit dem ich so reden kann wie mit dir«, sagt Katja zu ihm. Vielleicht hat das auch damit zu tun, dass sie erst 56 ist und der Altersunterschied gar nicht so groß. Vielleicht auch damit, dass sie allein lebt. Vielleicht ist er aber auch nicht der Einzige, der wegen ihrer Beziehung mit Vorurteilen konfrontiert wird. Vielleicht wird ihr als Mutter von anderen auch ungefragt geraten, das mal schön bleiben zu lassen, schließlich gehöre sich das nicht.

Er und Katja verbinden sich über einen Menschen, der beiden – auf unterschiedliche Art – sehr wichtig ist. Das ist eine Gemeinsamkeit, auf der man etwas Schönes weiter wachsen lassen kann, anstatt es nach der Trennung von ihrem Sohn in Unkraut zu verwandeln und rauszureißen.

Beide geben ihren Teil der Verletzbarkeit hinein in die Beziehung. Nicht nur Ingmar schüttet Katja ihr Herz aus, auch Katja ihres ihm. Sie beide riskieren auch, dass sie ihre rastlosen Gedanken vom anderen verstört oder misshandelt zurückgeschickt bekommen. Wir sind wirkliche Freunde geworden, denkt Ingmar und geht in sein Zimmer.

Mit der Zeit verschwindet Max immer mehr aus seiner Wohnung. Die gemeinsamen Fotos in seinem Zimmer hängen nicht mehr sichtbar an der Wand, sondern liegen übereinandergestapelt auf dem Schrank. *Aber oft und so wie jetzt gerade reicht ein routinierter Griff in eines der Regale:* darin ist eine



Box voller Erinnerungen an Max, nie eingelöste Gutscheine, Konzertkarten. Wenn Max ihn morgen anrufen würde, um ihn zurückzuhaben, denkt Ingmar, würde er Ja sagen. Mit Bedingungen verknüpft, aber ohne zu zögern. Das ist das Einzige, was er Katja nicht verrät. Dass er Max immer noch liebt.

Darüber redet er mit niemandem, außer seinem Therapeuten. Er fügt Katja zu seiner Geburtstags-WhatsApp-Gruppe hinzu.

»Was wünschst du dir eigentlich?«, schreibt sie.

Ich wünschte, man könnte die Vorstellung von Zukunft schon genauso lieben, wie die Erinnerungen an die Vergangenheit, denkt er. Dann stellt er die Box mit den Max-Andenken zurück in den Schrank und antwortet Katja: »Überrasch mich! Ich mag es, überrascht zu werden.« ◀

65 »ICH HAB SONST NIEMAND VON MEINEN FREUNDEN, MIT DENEN ICH SO REDEN KANN WIE MIT DIR«, SAGT KATJA ZU IHM.

DIE ZUKUNFT BEGINNT JETZT

- › Klimarevolution
- › Mobilität in die Zukunft
- › Ressourcen
- › New Work
- › Supply Chain
- › Food for Future
- › Ethisch investieren
- › Digitalisierung
- › Gesellschaft im Aufbruch

Lesen Sie dies und mehr im Entscheidermagazin für nachhaltiges Wirtschaften und CSR

Jetzt für 7,50 € unter www.forum-csr.net/das_magazin auch als E-Magazin und PDF
Tel. +49 (0)89 74 66 11 0
Mail abo@forum-csr.net

JETZT ABONNIEREN
www.forum-csr.net/abo
Nur 30 € pro Jahr
für Studierende nur 20 €

© Teri@stock.adobe.com

NEUE BÜCHER MIT ZUKUNFT

66

MOSHE ZIMMERMANN

Niemals Frieden?

Ihrer dreivierteljährigen E-Mail-Korrespondenz (April 2021 bis Januar 2022) über die jüdisch/israelisch/deutsche Geschichte und Gegenwart gaben Moshe Zimmermann und Moshe Zuckermann – im Anschluss an Heinrich Heines »Zeitgedicht« *Nachtgedanken* – den Titel *Denk ich an Deutschland ...* (Frankfurt am Main 2023). Diese Anspielung erfährt eine entscheidende neue Nuance, wenn Moshe Zimmermann nun seinem im Februar 2024 erschienenen Buch *Niemals Frieden? Israel am Scheideweg* das Motto voranstellt: »Denk ich an meine Enkel in der Nacht ...«. Setzte man auch dieses Motto mit der ersten Strophe des Heine-Gedichtes fort, so hieße es:

»Dann bin ich um den Schlaf gebracht.

Ich kann nicht mehr die Augen schließen,
und meine heißen Tränen fließen.«

Allerdings ist es nicht Deutschland, nach dem Heine in seinen *Nachtgedanken* »lehtzt«, sondern die Mutter und »so viele«, die er in Deutschland zurückgelassen hat. Dennoch findet das Gedicht ein gutes Ende, denn es gibt für Heine, anders als in der deutschen Gegenwart, eine – reizende (!) – »Alternative für Deutschland«:

»Gottlob! Durch meine Fenster bricht
Französisch heitres Tageslicht;
Es kommt mein Weib,
Schön wie der Morgen
Und lächelt fort die deutschen Sorgen.«

Ein ähnlich heiteres Ende hat der Autor in seinem Buch für die Zukunft Israels nicht »anzubieten«, stattdessen aber immerhin einen »konstruktiven Pessimismus«. Bis es so weit ist, setzt sich Zimmermann, in dessen Geburtsurkunde 1943 unter »Nationalität« noch »palä-

stinensisch« angegeben ist, in aller Härte, Klarsicht und manchmal auch mit einer durch Ironie nur leicht gemilderten Verbitterung mit der 75-jährigen Geschichte Israels auseinander. Diese lässt mit dem 7. Oktober 2023 und dem darauf folgenden Krieg in einer dramatischen Verdichtung die schon immer bestehende Heterogenität des Staates Israel wie unter einem Brennglas sichtbar werden: Leid und Hoffnung; Opferbereitschaft und Aggressivität; Weltoffenheit und radikalen Nationalismus; Friedenssehnsucht und Militarismus; »Ganz-Israel-Ideologie« (einschließlich Siedlungsbewegung) und Hoffnung auf eine Zweistaatenlösung; »jüdischer Staat und Staat aller Bürger«.

Die Geschichte Israels, eines »Staates ohne Grenzen«, ist eine Geschichte unentwegter Kriege, brüchiger Friedensschlüsse und innerer Zerrissenheit. Sie bewegt sich – wie auch die Entwicklung des Zionismus – zwischen zwei extremen Polen: säkular liberaler Demokratie und national religiösem Fundamentalismus. Exemplarisch personifiziert sind diese Pole und der innerisraelische Kulturkampf durch Jitzchak Rabin, der wegen seines Eintretens für die Zweistaatenlösung (Osloer Abkommen) von einem nationalreligiösen Fanatiker ermordet wurde und Benjamin (Bibi) Netanjahu, den Exponenten einer Trias von »Kakistokratie (Herrschaft der Schlechtesten), Kleptokratie und Theokratie«. Gespiegelt wird diese Geschichte an dem Verhältnis des Staates Israel zur jüdischen Diaspora, zu »Palästinensern« und Arabern sowie – nicht zuletzt – zu Deutschland und dessen »Staatsräson-Versprechen« (Angela Merkel). Dabei zeigen sich sowohl die unheilige ideologische Allianz der einander bekämpfenden Fundamentalisten und Exklusionsideologien – Hamas, Iran, nationalreligiöse Kakistokratie – als auch die Verirrungen der einerseits durch Engagement, andererseits durch Pathos, Heuchelei und Unwissenheit gekennzeichneten Antisemitismus- beziehungsweise Anti-Israelismus-Diskussion in Deutschland.

Allen niederschmetternden israelischen Umfragewerten, Monty Python'schen Galgenhumor und tiefsitzendem Skeptizismus zum Trotz riskiert der Autor am Ende seines Buches aus der Perspektive eines »konstruktiven Pessimismus« (siehe oben) die skeptische Utopie einer »Verfassungskonstruktion« für beide Staaten als »Nationalstaaten«: (1) Israel und (2) Palästina (Westjordanland und Gaza als *ein* Staat).

Zimmermann, einer der renommiertesten israelischen Gegenwartshistoriker, hat sein Buch bewusst »auf Deutsch geschrieben«, nicht zuletzt, weil »der Zionismus im deutschsprachigen Raum entstand« (S. 17). Die so in deutscher Sprache formulierte Ideologiekritik erzeugt einen Verfremdungseffekt sowohl gegenüber der israelischen Begrifflichkeit und Selbstbeschreibung als auch gegenüber der moralgesättigten deutschen Diskussion über den Gaza-Krieg. Wer seine Urteile und Vorurteile zur Problematik der gegenwärtigen deutsch/jüdisch/israelischen Situation überprüfen will, wird durch dieses Buch zwar nicht seinen Frieden, aber mehr Klarheit finden. (Hans-Georg Soeffner)

MANFRED KRIENER, STEFAN LINZMAIER

Fisch in Seenot

Das Meer hat in den Sinnen und Herzen aller Menschen einen festen Platz. Das Meer wird als unzerstörbare, unbeherrschbare ewige Entität geliebt und gefürchtet. In seinen Tiefen begann alles. Und so weiter und so fort. Diese Wahrnehmung ist schon lange nur noch eine historische Reminiszenz.

Der Journalist und taz FUTURZWEI-Gründer Manfred Kriener und der Gewässerökologe Stefan Linzmaier stellen dar, wie die Meere unter ökonomischen Verwertungszwängen in den letzten hundert Jahren in eine zu kapitalisierende,



MOSHE ZIMMERMANN:
*Niemals Frieden? Israel
am Scheideweg.*
Propyläen 2024 –
192 Seiten, 16 Euro



MANFRED KRIENER,
STEFAN LINZMAIER:
Fisch in Seenot.
Hirzel 2024 –
232 Seiten, 22 Euro



VALENTIN GROEBNER:
*Gefühlskino. Die gute
alte Zeit aus sicherer
Entfernung.*
S. Fischer 2024 –
196 Seiten, 24 Euro

wirtschaftliche Ressource verwandelt worden sind. Im rücksichtslosen Kampf um diese Ressourcen geht es zu wie auf den Raubzügen um die Verfügungsgewalt über die natürlichen Rohstoffe in der ersten industriellen Revolution. Kriener/Linzmaier beschreiben diesen Raubbau in den Meeren an den Folgen für die Fischerei. Die ist keine Jagd mehr auf wildlebenden Fisch, sondern Einsatz hochgerüsteter Technik. Die Fische haben keine Chance mehr, den Flotten und ihren Netzen zu entkommen.

Der Fischerei-Ertrag aus Wildfängen, Aquakultur und Binnenfischerei betrug 2020 weltweit 178 Millionen Tonnen, im Wert von 408 Milliarden Dollar. Die Nachfrage nach Fisch ist steigend, auch wegen der Zunahme der Weltbevölkerung. Die Wildfänge stagnieren, viele Bestände sind heute schon überfischt oder ausgelöscht. Die gerade erst 40 Jahre alte Aquakultur überall auf der Welt reicht heute schon für mehr als die Hälfte der Nachfrage. Sie kann aber wegen der ökologischen Folgen der Netzhaltung, der Abhängigkeit von Fischöl für die Futterpellets und den nur mit Giften zu bekämpfenden Krankheiten in den Netzkäfigen nicht weiter ausgebaut werden. Die technologische Aufrüstung hat einen Strukturwandel in der Fischerei ausgelöst. Die kleine Küstenfischerei ist verschwunden. Fischerei ist heute nur noch industriell aufgestellt profitabel, mit immer kleineren, aber dafür hoch gerüsteten Flotten – inklusive schwimmender Fischfabriken. Dann erhöht auch noch die illegale Fischerei mit bis zu 26 Millionen Tonnen gefangenen Tieren im Jahr den Druck auf die Bestände.

Kriener/Linzmaier zeigen weiter, dass nicht nur der Fischereidruck die nutzbare Biomasse in den Weltmeeren reduziert. Die Meere werden als Müllkippe benutzt und zerstören so die Lebensgrundlagen in den Meeren. Rohöl, Atommüll, Munitionsaltlasten, chemische Kampfstoffe, Dünsäure-Rückstände aus der Chemie-

industrie und jährlich 14 Millionen Tonnen Plastikmüll werden in den Meeren entsorgt. Dazu kommen Millionen Tonnen von Stickstoff und Phosphor aus der industrialisierten Landwirtschaft, die über die Vorfluter in die Meere gelangen, sie übersäuern und Zonen ohne jedes Leben schaffen. Zu allem obendrauf führt die Klimakrise zur Erwärmung der Meere und trägt dazu bei, dass sie auch als weltweite CO₂-Senke immer weniger funktionieren.

»Der Ozean braucht Heilung, keine weitere Ausbeutung«, sagt James Bhagwan, Pastor auf Fidschi und Meeresschützer. Diese Heilung kann keine nationale sein. Weil die Meere an den Grenzen der Außenwirtschaftszonen nicht aufgehören, ist sie nur über völkerrechtlich verbindliche Verträge möglich, die alle Meere der Erde unter ein gemeinsames Weltregime stellen.

In den letzten Jahrzehnten ist es gelungen, eine weltweit vernetzte, wissenschaftliche Community aufzubauen, die den Zustand der Meere erforscht. Sie stellt der Politik die notwendigen Daten für eine Regulierung des Gebrauchs der Meeresressourcen zur Verfügung. Die wissenschaftlichen Voraussetzungen für eine gut begründete Meeresschutzpolitik sind vorhanden. Kriener/Linzmaier erläutern am Beispiel der Ostseepolitik der EU, wie so eine Politik funktionieren kann, indem sie ein verbindliches System der Bewirtschaftung der Fischerei aus einer Hand ermöglicht. Auch international gibt es Fortschritte. Im März 2023 haben sich die UN-Staaten nach 15 Jahren Verhandlungen darauf geeinigt, bis 2030 mindestens 30 Prozent der Hochsee als Schutzgebiete frei von jeder Fischerei auszuweisen.

Ein Anfang, mehr aber nicht. Es ist noch weit bis zur Einsicht, dass es zum dauerhaften Schutz des einen Weltmeeres viel mehr braucht als einige Schutzgebiete. Gebraucht wird die Einsicht, dass alle Ressourcen der Weltmeere international verwaltet und beforscht werden müssen

und nur nach gemeinsamen Regeln bewirtschaftet werden dürfen.

Manfred Kriener und Stefan Linzmaier verzichten auf die Erörterung solcher Blütenräume. Obwohl sie dazu genug Anlass aufzählten, erheben sie auch kein apokalyptisches Geschrei. Sie beschreiben nüchtern erklärend, was los ist da draußen auf den Meeren. Ihr *Fisch in Seenot* liest sich wie ein Merkzettel für eine ökologische Weltmeerespolitik, der sich eine politische Öffentlichkeit suchen muss, die ihn dann auch tatsächlich benutzte.

Die Autoren fügen ihrer Erörterung 21 Fischporträts hinzu, vom Aal über den Thunfisch bis zum Zander. Sie geben diesen Arten eine überraschend individuelle Identität, die es erleichtert, Fische in ihren biologischen Lebenszusammenhängen ernstzunehmen. Als Lebewesen und nicht nur als Fischfilets, Fischstäbchen oder Fischfutter. (Udo Knapp)

VALENTIN GROEBNER

Gefühlskino

Der in Luzern lehrende und schreibende Historiker Valentin Groebner – auf Mediävistik spezialisiert, aufs Mittelalter – hat sich in den vergangenen Jahren als einer der interessantesten Geschichtszeichendeuter seiner Zunft profiliert. In *Gefühlskino* wagt er Frivolos: die Historisierung seiner eigenen Jungerwachsenenzeit, der Achtzigerjahre. Diese waren für ihn eine Zeit des intensiven Studiums, zugleich, sozusagen als politischer Generalbass seines Lebens, ein Leben als »Autonomer«, als Linker, in Marburg, Hamburg und Berlin. So kommt er zur Expertise: Wir folgten einer inneren Erzählung der Härte, der Militanz, der Unbedingtheit, auch bei den Demos an der Startbahn West des Frankfurter Flughafens. Dabei waren er und seine Buddies immer ▶

67



YEVGENIA BELORUSETS:
Über das moderne Leben der Tiere.
Matthes & Seitz 2024 –
209 Seiten, 22 Euro

68 »Opfer«, wie er schreibt, Opfer sein als Credo einer Gefühlsregungsgemeinschaft, die politisch zehrt und zugleich Lust, Lebenslust bereitet.

Das Buch zum heute in postalternativen Zeiten grassierenden Verfassungspatriotismus, zur Verantwortungsübernahme für die Politiken des Klimawandels: Groebner weiß, wie die Akteure und Akteurinnen gestrickt sind: wach, immer noch, nur älter geworden. Schon diese Skizzen: großes Kino. Aber mehr noch: Sein Entwurf von unseren »Gefühlskinos« verweist darauf, dass eine politische Bewegung nicht auf deren militante Akteure reduziert bleiben sollte. Groebner plädiert für nichts, aber Einsicht zeigt er so: Wer wirklich etwas bewegen will, muss über seine juvenil gegründeten Erregungsgemeinschaften hinauskommen. Dann erst wird aus Gefühlen – Politik. (Jan Feddersen)

YEVGENIA BELORUSETS

Über das moderne Leben der Tiere

Tiere. Heute Morgen lief mir eine Horde Ziegen über den Weg. Sie sahen aus, als kämen sie direkt aus dem tibetischen Hochland, aber das ist natürlich zu weit weg. Was sie dort machen, in freier Wildbahn, wo ich morgens Rad fahre zwischen Berlin und Potsdam: keine Ahnung. Tiere sagen ja nichts. Dieser bedauerliche Sachverhalt beschäftigt mich, seit ich Kind war: aufgewachsen unter anderem mit meinem Kater Peter, mit dem ich alle Freude, Sorgen, Nöte teilte und gelegentlich »Mensch ärgere dich nicht« spielte, war und bin ich mir sicher, dass sie, die Tiere, viel tiefer gehende und klügere Beobachtungen an Menschen anstellen als wir umgekehrt dazu in der Lage sind. Seit der Aufklärung sind wir Menschen ja von der Überzeugung be-

seelt, nicht nur vernunftbegabt zu sein, sondern deshalb mit dem Rest der Welt machen zu dürfen, was uns gerade mal so einfällt und nützlich erscheint. Aber natürlich blieb die seither verbreitete Hypothese ungeprüft, wir, die Menschen, seien die einzigen Produkte der Evolution, die Bewusstsein besitzen, über Zukunft nachdenken und das Überraschungsei erfunden haben.

Stimmt nicht.

Seit ich das Buch *Über das moderne Leben der Tiere* der ukrainischen Schriftstellerin Yevgenia Belorusets gelesen habe, denke ich das nur nicht mehr, sondern weiß es auch. Die Autorin, die übrigens auch noch Fotografin und Künstlerin ist, versammelt hier eine Reihe von Erzählungen, bei denen es mir nicht selten unklar war, wer die Sprecherposition hatte – die Tiere oder die Menschen?

Im einleitenden Text, Vortrag genannt und angeblich von einem Menschen gehalten, heißt es: »Das Tier beobachtet den Menschen gern, weil ihm dieser Anblick Erkenntnis verschafft.

Trotzdem versteht es den Menschen nicht, er bleibt dem Tier ein Rätsel.

Der Mensch ist von einer undurchdringlichen Schicht des Geheimnisses umgeben, und egal, was das Tier anstellt, es kann diese Schicht nicht durchdringen. Egal, wie schlau das Tier ist, bis zu einem gewissen Grad bleibt ihm doch verborgen, was den Menschen ausmacht [...]. Das Tier sieht im Menschen lediglich sein Abbild, das Abbild seiner Eigenschaften.«

Das ist die kopernikanische Wende der Zoologie – vom Anthropozentrismus zur objektiven Animalosophie. So möchte ich das mal nennen, probierhalber. Yevgenia Belorusets kann aber literarisch viel besser erschließen, was damit möglicherweise umfasst ist – etwa das Aufwachsen in einer Einzimmerwohnung zusammen mit 15 Hunden und einer unbestimmten Zahl von Katzen, Hamstern und Ratten, Meerschweinchen und Schlangen. Und einer Mutter und einer



SIMON SCHAUPP:
Stoffwechselfolitik.
Arbeit, Natur und die Zukunft des Planeten.
Suhrkamp 2024 –
422 Seiten, 24 Euro

Tante, wobei Letztere die Tiere besonders liebte, meist aber weg war, um ein wenig mehr Platz im Zimmer zu schaffen. Solcherart sind die Geschichten in diesem wirklich höchst merkwürdigen Buch, das mit einer Reihe von Fotos ausgestattet ist, von denen man auch nicht weiß, ob sie von Tieren oder Menschen gemacht wurden. Merkwürdig, wie gesagt. Nach Lektüre bleibt man ontologisch tief erschüttert zurück. Aber zugleich sehr gut gelaunt. Passiert ja nicht so oft, dass einem die mehr-als-menschliche-Welt nach Lesen eines Buches plötzlich viel klarer entgegentritt als zuvor.

Meine Katzen lesen es jetzt jedenfalls auch. (Harald Welzer)

SIMON SCHAUPP

Stoffwechselfolitik

Dieses Buch bietet so viele Denkanstöße, dass man nicht weiß, wo anfangen: beim Missverständnis, dass Änderungen des individuellen Konsums die Welt retten können? Oder dass die fossilen Treiber der Wirtschaft einfach gegen andere Technologien mit erneuerbaren Energien ausgetauscht werden können? Beides ist viel diskutiert, und mit beidem setzt sich der Basler Soziologe Simon Schaupp in *Stoffwechselfolitik. Arbeit, Natur und Zukunft des Planeten* auseinander. Seine Gedanken dazu sind aber nur Versatzstücke zu einer viel weiter reichenderen These: Das größte Missverständnis ist für ihn, dass soziale und ökologische Entwicklungen getrennte Bereiche seien, dass Klassen- und Naturverhältnisse also nichts miteinander zu tun hätten.

Das illustriert er eingangs mit dem Arbeitskampf Schweizer Bauarbeiter von 2022. Maurer, Betonarbeiter und Baugerätefahrer stürmten Baustellen in mehreren Städten und riefen die Kollegen zum Streik auf, um gegen einen Vorstoß der Arbeitgeber für einen Zwölfstunden-

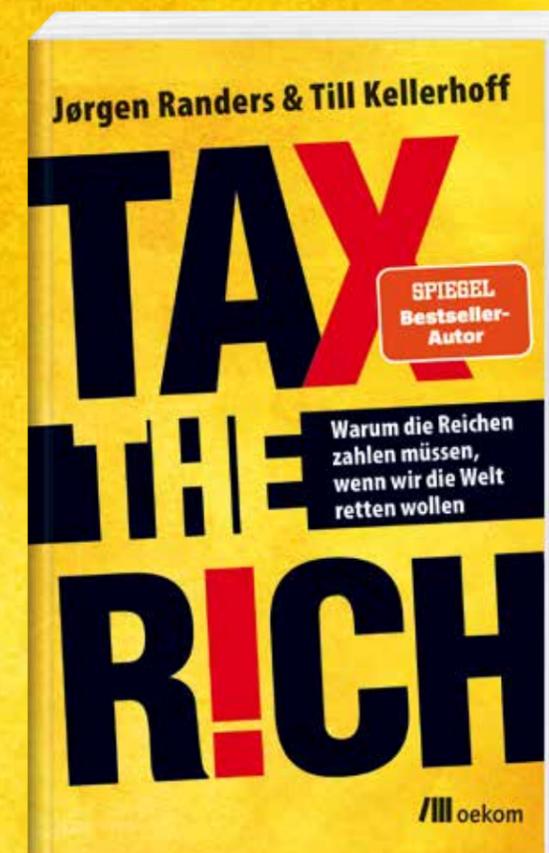
tag und die 58-Stunden-Woche zu protestieren. Die Unternehmen argumentierten, dass Bauprojekte immer wieder von Extremwetter unterbrochen würden und die Arbeit deshalb flexibler organisiert werden müsse – mit verlängerten Arbeitstagen, wenn die Bedingungen erträglich waren. Die Arbeiter forderten dagegen bezahlte Freistellung für die Zeit, die sie wegen Hitze oder Stürmen nicht arbeiten konnten. Einerseits habe die Klimakrise also längst Auswirkungen auf die Arbeitswelt, schreibt Schaupp. Andererseits gehöre etwa gerade der Bausektor zu den größten Treibern der Erderwärmung: Allein die Zementherstellung verursacht weltweit mehr CO₂ als der gesamte Flugverkehr.

Schon Karl Marx hat Arbeit als »gesellschaftlichen Stoffwechsel« beschrieben. Schaupp wählt diesen Begriff nun, um die Geschichte der Industrialisierung aus ökologischer Perspektive kenntnisreich und mit vielen Beispielen neu zu erzählen. »Arbeit und Natur stehen schon immer in einem Verhältnis unauflöslicher Wechselwirkungen zueinander«, schreibt er. Aber erst das Entstehen des Kapitalismus und seine Akkumulationsdynamik hebt die Nutzbarmachung der Natur auf neue differenzierte Ebenen. Ausführlich erläutert Schaupp dies am Beispiel der wirtschaftlichen Erschließung der USA. Nach dem Ausrotten der Bisons – Existenzgrundlage der indigenen Bevölkerung – und dem Bau der Eisenbahnen entstanden riesige Viehmärkte. Weil die Unterbringung der Schlachttiere aber teuer war, mussten diese schnell verkauft und geschlachtet werden. So industrialisierten die Besitzer die erste Form von Fließbandarbeit für das Töten und Zerlegen. Das schuf Arbeitsplätze – und eine neue Form von Macht für die Arbeitenden, die mit geringen Mitteln eine gewaltige Verwertungsmaschine stoppen konnten.

Eine neue Form von Kontrolle über die menschliche Arbeit entwickelte sich umgekehrt später, als das Öl die ▶

»Wir werden die Welt nicht retten können, wenn die reichsten zehn Prozent nicht die Rechnung zahlen.«

Jørgen Randers



Zeit für eine unbequeme Wahrheit: Der grüne Wandel wird Geld kosten. Die Lösung: diejenigen zur Kasse bitten, die es sich leisten können und die zudem am meisten von Umweltschäden profitieren – die reichsten zehn Prozent. Eine provokante und überfällige Streitschrift.



112 Seiten, Klappenbroschur
ISBN 978-3-98726-067-4
14 Euro

oekom

70 Kohle als bevorzugten Grundstoff abgelöst, Kunststoffe und neue Formen von Massenproduktion möglich wurden. Auch hier konnten die Beschäftigten mit Kampfmaßnahmen an den wenigen zentralen Stellen, etwa der Energieerzeugung, große Wirkung erzielen. Der Zugang zu bezahlbarer Massenware und der entsprechend gefühlte Wohlstandsgewinn sorgte aber zugleich für eine immer stärkere Identifikation mit den Arbeitgebern und dem System.

Arbeit, so Schaupp, sei also »ein zentraler Ort für die Entstehung der ökologischen Krise« und auch zu ihrer Überwindung. Letzteres allerdings nur, wenn auch die Akkumulationslogik durchbrochen werde. Nach diesem Denken kann ein grüner Kapitalismus keine Lösung sein. Denn die Probleme bleiben die gleichen: Für die Komponenten der neuen Technologien muss Natur zerstört werden, aktuell vor allem im Globalen Süden. Und für die Arbeitenden wäre die ökologische Modernisierung nur eine »austeritätsförmige Umweltpolitik«: Algorithmische Managementkonzepte identifizieren noch die letzte Zeit- und Ressourcenverschwendung – was auf eine weitere Leistungsverdichtung hinauslaufe.

Schaupp ist damit bei der Neuen Ökologie, die letztlich keine Möglichkeiten sieht, die Krise innerhalb des Kapitalismus zu überwinden. Allerdings ist er Wissenschaftler, nicht Politikberater. Die Stärke seines Buchs ist die Analyse, das Aufdecken bislang wenig beachteter Zusammenhänge. Konkrete Handlungsanweisungen sucht man deshalb weitestgehend vergebens. Stattdessen präsentiert er »Lehren aus der Geschichte«, an denen weitergedacht werden müsse.

Streiks, so eine seiner Ideen, seien ein starkes Mittel, sie unterbrächen die Dynamik und zwängen das Kapital zum Umdenken. Allerdings böten die – dezentralen – Strukturen der Erneuerbaren nicht so wirksame Angriffspunkte wie die der fossilen Wirtschaft. Interessant findet er deswegen etwa in Deutsch-

land den zarten Beginn einer Zusammenarbeit der Dienstleistungsgewerkschaft Verdi mit der Klimabewegung, bei der sich beide in Richtung politischer Streiks orientieren.

Funktionieren würde jede Form von Widerstand ohnehin nur mit Massen. Und deren Mobilisierung steht zum einen die schon beschriebene hohe Identifikation der Arbeitenden mit dem System und ihre »panische Angst vor der Nutzlosigkeit« entgegen – hier schlägt Schaupp vor, das »Leiden an der Leistungssteigerung« zur Politisierung zu nutzen.

Zum anderen sieht er eine Kluft zwischen (Klima-)Wissenschaftler:innen, die den Arbeitenden als »Zahlenmenschen« mit abstrakten Prognosen gegenüberträten, während diese ein »verkörpertes Umweltwissen« auf der Ebene von Empathie für Tier- und Pflanzenwelt bis zu Hitzestress hätten und Lösungen in ihrer Arbeitswelt wünschten: bei den Bauarbeitern etwa Arbeitszeitverkürzung mit Lohnausgleich, aber auch weniger Bauen und Zubetonieren.

Der erste Schritt wäre, ernsthaft miteinander zu reden und sich gegenseitig zuzuhören, schreibt Schaupp. Dem wäre sofort zuzustimmen, wenn sich ein Vermittler anböte. Im Globalen Süden ist es während der Corona-Pandemie vielerorts den Gewerkschaften gelungen. Ob das auch die korporativistisch orientierten europäischen könnten, ist (nicht nur) aktuell zu bezweifeln. Ihnen wäre es deshalb sehr zu empfehlen, Schaupps Thesen in ihren Strategiesitzungen miteinzubeziehen. (Beate Willms) ◀

DIE GROSSE VERDRÄNGUNG

Warum ist die AfD in Thüringen so stark?
Das untersucht Martin Debes, kommt aber zu dem zu kurz
greifenden Ergebnis, dass der Westen schuld sei

TEXT: UDO KNAPP

Der Journalist Martin Debes beschreibt die Landesgeschichte Thüringens als eine fortwährende Folge von »Verletzungen, die nie ausheilen«. Der Erfolg der AfD mit über 30 Prozent Zustimmung in den Vorhersagen für das Ergebnis der Landtagswahl im Herbst habe hier seine Wurzeln: »Jetzt zeigt sich endgültig, dass die Demokratie in Thüringen aus der Geschichte des Landes heraus besonders verwundbar ist.« Die Thüringer Landgrafen haben im 12. Jahrhundert, am Ende des Feudalismus, ihre Lehen in Fürstentümer umgewandelt. Aus Kleinstädten wurden Residenzen mit Schlössern und Theatern, die als Flickenteppich bis zum Ende der Fürstentümer 1918 überdauerten. Der Lokalpatriotismus, der hier seine Wurzeln hat, lebt bis heute in den 17 Landkreisen und fünf kreisfreien Städten fort. Die Kleinteiligkeit sorgte für eine kulturelle und weltoffene Vielfalt, die die deutsche Kulturgeschichte geprägt hat. Zu nennen sind Goethe, Schiller, Herder, Fichte und Hegel, Luther und Bach, Schlegel, Schleiermacher, Novalis – und ihre Begeisterung, erst für die Französische Revolution und dann für die Befreiungskriege. Dann die nationale Begeisterung der Studenten, deren Feste auf der Wartburg 1817 und auf dem Hambacher Schloss 1832, die in der Revolution von 1848 münden. Die Entwicklung hochmoderner Industrien und die Gründung der SPD 1869 in Eisenach. Die Nationalversammlung 1919 in Weimar mit der ersten demokratischen deutschen Verfassung. Dann ist Thüringen aber auch das Labor für die Machtergreifung der Nazis mit der ersten Nazi-Landesregierung 1932, die mit 42,5 Prozent Zustimmung die Wahl gewonnen hatte. Hier ist das KZ Buchenwald, die KZ-Außenlager Ohrdruf und Nordhausen, in denen weit über 100.000 Menschen ermordet wurden. Nach 1945 war Thüringen erst US-amerikanisch, dann sowjetrussisch besetzt. 1952 in die drei DDR-Bezirke Erfurt, Gera und Suhl aufgeteilt, fliehen bis 1960 über 100.000 Thüringer in den Westen. Nach dem Mauerbau 1961 bestimmt das Mithras machen der Thüringer das Leben in der SED-Diktatur. 1989 wird auch hier auf den Straßen das Ende der DDR eingeleitet. 1990 wird das Land Thüringen wiederhergestellt und im Herbst des Jahres nimmt der erste demokratisch gewählte Landtag seine Arbeit auf. All das ist Thüringen.



MARTIN DEBES:
Deutschland der Extreme. Wie Thüringen die Demokratie herausfordert.
Ch. Links Verlag
2024 – 280 Seiten,
20 Euro

Hier beginnt Martin Debes' Nacherzählung der politischen Geschichte Thüringens in der Bundesrepublik. Joseph Duchac, der erste aus der DDR stammende CDU-Ministerpräsident, ist schnell gescheitert. 1992 wird Bernhard Vogel, der ehemalige Ministerpräsident von Rheinland-Pfalz (1976–1988) nach Thüringen beordert, ähnlich wie zuvor Kurt Biedenkopf nach Sachsen (1990–2002). Vogel hat das rechtsstaatliche System der Bundesrepublik, seine Ordnung und seine Strukturen, in Thüringen eingerichtet. Diesen Prozess haben auf allen Ebenen Beamte und Bürger aus dem alten Westen organisiert. Ihre Arbeit ist eine historische Erfolgsgeschichte.

Martin Debes wurde 1971 in Jena geboren, er ist seit vielen Jahren beruflich mit Thüringer Landespolitik beschäftigt. In der Nachwendzeit sucht er die Bruchstellen, die zum Aufstieg der AfD geführt haben. Seine Darstellung mag in ihrer Dramatik aus der Sicht der Beteiligten spannend sein, aber von weiter weg betrachtet ist sie eher zu komplex und langweilt. Debes geht in seiner Beschreibung der Parteien in Thüringen von einem funktionierenden, repräsentativen Parteiensystem aus, dass es aber in allen neuen Bundesländern gar nicht gegeben hat und auch nicht geben konnte. Die neuen Parteien bestanden, bis auf die Grünen, aus den Kadern der alten DDR-Parteien. Sie spielten nur neue Rollen in ihren alten Kleidern.

Politik war zu DDR-Zeiten, wie zu Nazi-Zeiten, allein Sache der Parteigenossen. Dass diese gewendeten Parteien nach 1990 geistiger Kern einer lebendigen Demokratie geworden wären, Orte des Meinungsstreites in der Gesellschaft, ist bis heute Wunschdenken geblieben. Die Parteien in den neuen Ländern sind Karrierevereine für den Zugang zu öffentlichen Ämtern auf allen Ebenen, mehr nicht. Eine sich selbst organisierende politische Öffentlichkeit, die die Geschicke ihrer Länder als ihre eigenen begreift, gibt es in den neuen Ländern noch immer nicht. Die Wahl von Bodo Ramelow (Linkspartei) zum Ministerpräsidenten 2014 ist eine Ausnahme. Sie nötigt großen Respekt ab, denn sie leitet sowohl die Selbstdemokratisierung der Ex-SEDler, als auch demokratische Prozesse der Selbstbestimmung auf dem Weg in den Westen ein. ▶

DIE TAZ FUTURZWEI-BUCHLISTE

Kuratiert von der taz FUTURZWEI-Redaktion. Mit Beiträgen von Andreas Fanizadeh (taz-Fuilletonleiter), Tania Martini (taz-Leiterin Politisches Buch), Beate Willms (taz-Ressortleiterin Ökologie und Wirtschaft) und Jan Feddersen (Kurator tazlab und taztalk).

72 Der Erfolg der AfD in Thüringen lebt nichtsdestotrotz von dem in der Bevölkerung nicht vorhandenen demokratischen Selbstbewusstsein, von der nie gesuchten und auch von niemand verlangten Auseinandersetzung mit den eigenen Verstrickungen in die Nazidiktatur wie in die SED-Diktatur. Die AfD entlastet mit ihrem Vogelschiss-Blick die Bürger Thüringens von aller Verantwortung für die eigene Geschichte. Sie bestätigt ihre der Entlastung dienende Erfahrung, dass das Leben in beiden Diktaturen doch ganz kommod gewesen ist. Demokratische Selbstverantwortung kann man in den Kleidern der untergegangenen Diktaturen nicht erlernen.

Das Ankommen der Ex-DDRler im demokratischen Westen ist daher bei Weitem nicht abgeschlossen. Es bleibt ein offenes Generationsprojekt, das sie selbst bewältigen müssen. Niemand

aus der alten Bundesrepublik hat sie daran gehindert, wie Debes und viele andere immer wieder unterstellen. Im Gegenteil: So viele Chancen zur Selbstbestimmung, wie es sie in den letzten 40 Jahren gegeben hat, hatten die Thüringer noch nie.

So bleibt gegen den Machtanspruch der AfD nichts anderes, als die Institutionen des freiheitlichen Westens auch im Grundgesetz so wehrhaft zu befestigen, dass die Einhaltung des Grundgesetzes und seiner institutionellen Ordnung durchgesetzt werden kann, wenn erforderlich auch mit Bundeszwang und Artikel 38 GG.

Es ist bedauerlich, dass Martin Debes, wie so viele andere, seine Darstellung der letzten 40 Jahre Thüringens als Versagen des alten Westens erzählt. Die eigene Verantwortung der Thüringer, ihre immer noch lebende Lust auf autoritäres Regiertwerden nennt er nicht beim Namen. ◀

Pride here Pride now

Regenbogenfächer. Unverzichtbares Accessoire gegen Hitze und Intoleranz. Der Fächer aus buntem Stoff und poliertem Birnbaumholz wird in einem Familienbetrieb in Spanien handgefertigt. Holz ist ein lebendiges Material, deshalb kann der Farbton von der Abbildung abweichen. Von Handfächer Canela. Maße: L geschlossen 23 cm. Artikel-Nr. 13198, € 17,00

Pride-Anstecker. Nicht nur ein Accessoire, sondern ein wertvoller Beitrag für mehr Sichtbarkeit der LGBTQ-Community. Die regenbogenfarbenen Anstecker aus Baumwolle verschönern Rucksack oder T-Shirt und werden in Sri Lanka unter fairen Bedingungen gefertigt. Von WeltPartner. Artikel-Nr.

13320 Blume. Ø 6,5 cm. € 4,00
13321 Flagge. Maße: B 5 x H 3,5 cm. € 3,50
13319 Herz. Maße: B 5,5 x H 5 cm. € 3,50

Stockmar Deckfarbkasten. Ein Klassiker in Künstlerqualität: Mit dem hochwertigen Deckfarbkasten sind Kinder hervorragend ausgerüstet, ob im Kunstunterricht oder beim Malen zu Hause. Der Tuschkasten enthält 12 brillante, wasser- und umweltunbedenkliche Farben, die für Gesundheit und Umwelt unbedenklich. Inklusive Deckweiß und Pinsel. Ab 3 Jahren. Von Stockmar. Artikel-Nr. 13384, jeweils € 18,49



taz shop

Bestellen Sie unter www.taz.de/shop | Telefon (030) 25 90 21 38 | E-Mail: tazshop@taz.de

taz-Unterstützer*innen bekommen 10 % Rabatt (ausgenommen sind Druckerzeugnisse, Wein, Gutscheine und einige Soli-Artikel sowie bereits reduzierte Waren).

taz Shop im taz Haus | Friedrichstraße 21, 10969 Berlin | Montag bis Freitag von 8 bis 18 Uhr

1 ARMIN NASSEHI Kritik der großen Geste

Eine »andere Welt« ist dann möglich, wenn wir nicht pathetisch von der »großen Transformation« und dem »Weltretten« als »historische Menschheitsverpflichtung« daherschwadronieren, sondern da anfangen, wo etwas geht. Im Kleinen. Nassehi auf dem bisherigen Höhepunkt seines Denkens.

Kritik der großen Geste. C. H. Beck 2024 – 224 Seiten, 18 Euro
Erscheint im Juli.

2 HEDWIG RICHTER/BERND ULRICH Demokratie und Revolution

Die Historikerin und der Politikjournalist wollen zur Etablierung von ernsthafter Klimapolitik und postfossiler Wirtschaft das Individuum in die Verantwortung nehmen, konkret auch die akademischen Mittelschichten, die bisher oft nur beim schönen Reden hervorstachen. Die »Revolution« im Titel soll sich nicht gegen die liberale Demokratie vollziehen, sondern sie stärken.

Demokratie und Revolution. Kiwi 2024 – 368 Seiten, 25 Euro

3 YEVGENIA BELORUSETS Über das moderne Leben der Tiere

In ihren Beziehungen zu Tieren zeigen Menschen, wer und wie sie sind und was sie sein und haben wollen. Sehr komisch und sehr bitter, weil der russische Angriffskrieg auf die Ukraine stets mitgelesen werden muss.

Über das moderne Leben der Tiere. Matthes & Seitz 2024 – 209 Seiten, 22 Euro

4 JÖRG SPÄTER Adornos Erben

Die *Kritische Theorie* hat die analytischen und politischen Debatten des 20. Jahrhunderts geprägt wie keine andere theoretische Schule. Die Geschichte der Frankfurter Schule war nach Adornos Tod 1969 freilich nicht zu Ende. Es gab Nachfolger:innen wie Jürgen Habermas, Alfred Schmidt, Elisabeth Lenk et cetera. Jörg Später hat der Geschichte von Adornos Erben nachgespürt – und damit auch eine Geschichte der Wissenschaft und der neuen sozialen Bewegungen in der Bundesrepublik geschrieben. (Tania Martini)

Adornos Erben. Suhrkamp 2024 – 760 Seiten, 40 Euro

5 ROCKO SCHAMONI Pudels Kern

»Unendlich viele Nächte stehen wir dort und debattieren, trinken, lachen, streiten und flirten und meistens haben wir am nächsten Tag schon wieder so viel von all dem vergessen, dass wir das Gespräch einfach von vorne beginnen.« Nach dem Umzug in die große Stadt reift ein Dorf zum Künstler. (Andreas Fanizadeh)

Pudels Kern. Roman. Hanserblau 2024 – 304 Seiten, 26 Euro

6 GISELA ERLER Demokratie in stürmischen Zeiten

Die erste baden-württembergische Staatsrätin für Zivilgesellschaft und Bürgerbeteiligung bilanziert die »mentale Entwicklungsgeschichte« der »Politik des Gehörtwerdens«, die sie für die Kretschmann-Administration entwickelt hat.

Demokratie in stürmischen Zeiten. Herder 2024 – 272 Seiten, 24 Euro

7 VALENTIN GROEBNER Gefühlskino

Auf Basis der analytischen Historisierung seiner eigenen Jungerwachsenenzeit, der 1980er-Jahre, kommt Groebner zur Einsicht: Wer wirklich etwas bewegen will, muss über seine jugendlich gegründeten Erregungsgemeinschaften hinauskommen. Dann erst wird aus Gefühlen – Politik. (Jan Feddersen)

Gefühlskino. Die gute alte Zeit aus sicherer Entfernung. S. Fischer 2024 – 192 Seiten, 24 Euro

8 SIMON SCHAUPP Stoffwechselfpolitik

Der Basler Soziologe analysiert den Zusammenhang von Arbeit und Erderhitzung aus klassisch linker Sicht, mit Betonung der Rollen von Gewerkschaften. Sie könnten seine Thesen vermutlich besonders brauchen. (Beate Willms)

Stoffwechselfpolitik. Arbeit, Natur und die Zukunft des Planeten. Suhrkamp 2024 – 422 Seiten, 24 Euro

9 GEORG VOBRUBA Das Verschwörungsweltbild

Der Leipziger Soziologe mit der Analyse einer »Theorie des Einfachdenkens«, also populistischen Verschwörungsweltbildern, die der Komplexität der Gegenwart mit einer Reduzierung auf Superschurken begegnen, die an allem schuld sind.

Das Verschwörungsweltbild. Denken gegen die Moderne. Beltz Juventa 2024 – 135 Seiten, 22 Euro



Alex Sharp (l.) als Will Downing und Jess Hong als Jin Cheng in *3 Body Problem*.

NETFLIX

3 Body Problem

Es beginnt in China. Kulturrevolution, 1966. Ein Physikprofessor wird vor den Augen seiner minderjährigen Tochter einem Mob vorgeführt und totgeschlagen; ihm wird zur Last gelegt, die Relativitätstheorie unterrichtet zu haben. Alles, was danach kommt in dieser erst mysteriösen und düsteren, bald dystopischen, aber nicht mehr ganz so düsteren Serie, die auf der *Trisolaris*-Romantrilogie des chinesischen Ingenieurs und Science-Fiction-Schriftstellers Liu Cixin beruht, ist zurückzuführen auf diesen Moment: Die Tochter, Ye Wenjie, selbst Astrophysikerin, beginnt, weil sie an der Irrationalität und Bösartigkeit der Menschheit verzweifelt, mit einer technisch hochentwickelten außerirdischen Zivilisation zu kommunizieren, den San-Ti. Die sich dann auf die Reise zur Erde machen. Und sie kommen nicht in Frieden. Allerdings werden sie erst in 400 Jahren da sein, weil der Weg doch ein wenig weiter ist.

Das ist schon deshalb ein beachtliches Szenario, weil es dem Publikum den Anblick ausgedachter Aliens in der ersten Staffel erspart; man muss sie sich vorstellen, das ist viel anregender. Vor allem aber geraten in *3 Body Problem* die verschiedenen Blick- und Bedeutungsebenen in Schwingung. Alien-Erzählungen sind in vielen Fällen in eine sehr irdische politische Debatte übersetzbar, in der »die anderen« als potenzielle Bedrohung dargestellt werden: Sind die Fremden gut oder böse? Sollen wir sie reinlassen? Die Grenzen dicht machen? Um solche Fragen geht's im Alien-Film, und am Ende lernt die amerikanische Gesellschaft gern mal etwas über sich selbst. Hier aber vermengen sich

chinesische und westliche Perspektiven derart miteinander, dass man erst einmal ordnen muss, wer hier gerade etwas über wen erzählt: Wer sind eigentlich die »anderen« in diesem Konflikt zweier Mächte?

Das ist umso interessanter, als *3 Body Problem* nicht nur irgendeine weitere Serienproduktion ist, sondern eher die Produktion, die also auf den großen internationalen Erfolg abzielt; entsprechend umfassend ist jedenfalls der finanzielle Einsatz von Netflix. Unter anderem die Showrunner von *Game of Thrones* stecken dahinter, das unterstreicht die Ambition.

Dass der kommerzielle Erfolg sich in der gewünschten Größenordnung einstellt, ist nicht ausgemacht. Es gibt, sicher auch deshalb, kalkulierte Kompromisse. Die Erzählung wurde für die Produktion auf marktgerechte acht Folgen reduziert; einige Figuren wurden verändert, und zum Teil wurde die Geschichte sogar in den Westen verlegt, nach Europa. Es ist also keine werktreue Umsetzung, wie Fans des Originals beklagen; dafür ist das adressierte große Publikum wohl zu heterogen und in der Breite wohl auch zu wenig bewandert in Physik. Dennoch, dass der wichtigste US-Streamingdienst, um einen globalen Erfolg zu generieren, einen von sich ankündigenden Machtverschiebungen handelnden Bestseller eines chinesischen Autors umsetzt, der keineswegs ein Regimekritiker ist: Auf dieser Ebene erzählt das gewieft geschriebene *3 Body Problem* auch von einer populärkulturellen Bedeutungsverschiebung.

NETFLIX

Das Signal

Noch ein Weltraumdrama von Netflix, noch eine Geschichte über Kommunikation im All ist die deutsche Produktion *Das Signal* mit Florian David Fitz in der Rolle eines Vaters, Sven, dessen Frau (Peri Baumeister) eine Astronautin auf der ISS ist. Sie fängt dort ein sich wiederholendes »Hello« ein, das nicht von der Erde kommen kann. Das ist spannend und mysteriös, was auch an einer weggehen aussehenden Figur liegt, die mehr zu wissen scheint (Katharina Thalbach), und man will wirklich wissen, wie es ausgeht. Schön designt ist *Das Signal* zudem, reich an guten Bildern und hübsch verschachtelt. Irgendwie ist der Vierteiler aber auch overdone in seinem geheimnisvollen Getue, wenn er in ein Maisfeldlabyrinth eintaucht, Sven auf einem Tastenhandy herumhaut und die Nachrichtensendungen einfach sehr amerikanisch aussehen – während sich zugleich (Spoiler!) Thalbachs Figur als banale Verschwörungstante heraus-



Yuna Bennett als Carlotta Groth und Florian David Fitz als Vater Sven Groth in *Das Signal*.

stellt, die halt ein Funkgerät hat. Wenn die Serie schließlich zu Ende ist, wundert man sich schon ein bisschen. Hello, echt jetzt? – Das ist die Frage am Schluss. Aber das weiß man ja vorher zum Glück nicht.

AMAZON PRIME UND ANDERE

The West Wing – Im Zentrum der Macht

Als die großartige Serie *The West Wing* in den USA anlief, verschickte Netflix noch DVDs per Post, das World Trade Center stand noch, und Donald Trump war nur ein reicher Heini mit einer lächerlichen Frisur. Damals, 1999, stand die US-Präsidentenserie ganz gut in der Zeit. Der reale Bezugspunkt hieß erst Bill Clinton, der ein gesellschaftspolitisch eher progressiver Demokrat war, aber halt nicht immer ganz ehrlich; dann, nach der zweiten Staffel, George W. Bush, ein frommer Reaktionsär, der sich seinen Krieg nicht nehmen ließ. *The West Wing* von Aaron Sorkin zeichnete in dieser Zeit das Bild eines idealtypischen liberalen Präsidenten, der auch noch integer war, ein Mann zwar mit einigen Menschlichkeiten, aber großem Gerechtigkeitsempfinden; gewiss kein Fiesling, kein Reaktionär und kein Spalter. Einer, der im Zweifel zurückzutreten bereit wäre. Er, Josiah Bartlet (Martin Sheen), und sein im Westflügel des Weißen Hauses arbeitender Stab stehen im Zentrum der Geschichte, ihnen folgt man von einer Besprechung und einer diplomatischen Krise in die nächste.

Heute sieht man *The West Wing* mit anderen Augen, als Dokument der Zeitgeschichte, aber auch als Zäsur. Denn man weiß heute, dass es sich um die bislang letzte – zumindest letzte ganz große – Politik-Dramaserie handelte, die nicht den Gedanken in sich trug, dass das Ende

des Westens und der liberalen Demokratie nah sein könnten. Wenig später, da stand das World Trade Center dann nicht mehr, lief die Serie *24* an, mit einem Agenten, der beim Weltretten in Selbstjustiz über Leichen geht. Und kurz nachdem die Gegenwarts-geschichte der propagandistischen Aufwiegelung mit der Lüge begonnen hatte, dass Barack Obama keinen US-amerikanischen Pass habe, ging in *House of Cards* dann jegliche Integrität den Bach hinunter.

Natürlich gehörten auch in *The West Wing* politische Verwerfungen zum Plot, ein Attentat, die fiesen Methoden reaktionärer religiöser Lobbygruppen, dysfunktional anmutende Kämpfe zwischen politischen Gegnern, Wahlkampfgesabbel. Aber die Uhren gingen immer vorwärts. Ach ja, die Steinzeit, werden die einen sagen. Aber Präsident Josiah Bartlet könnte einem vielleicht überzeugend darlegen, warum *The West Wing* eigentlich von der Zukunft handelt.



Martin Sheen als US-Präsident Josiah Bartlet (dritter von rechts).



Aus dem Inneren einer Utopie: Linksautonome in Berlin.

VERSTORBENE TRÄUME

Johannes Blume liefert mit *Utopiekadaver* Innenansichten linksradikaler Lebensentwürfe, die in Berlin ums Überleben kämpfen.

Sie heißen Paul, Mieze und Soso und ihr Leben spielt(e) sich in linken Projekthäusern ab, zum Beispiel in der »Potse«, auf dem »Köpi-Wagenplatz«, der »Liebig«, »Rigaer« oder im »Tuntenhaus«.

Projekte wie diese stammen entweder noch aus der Zeit vor dem Mauerfall oder im Ostteil Berlins aus den 1990er-Jahren, als über hundert Hauskomplexe besetzt waren.

Nur wenig ist heute übrig geblieben von den selbstverwalteten, antikapitalistisch aufgestellten Projekten. Nicht nur die alteingesessene Bevölkerung wurde von Immobilieninvestoren vertrieben, auch die Residuen autonomer Wohnstätten und Projekthäuser wurden massiv geschleift.

Die Liebigstraße 34, ein Haus für Frauen, Lesben, Inter-, Non-Binary-, Trans- und Agender-Personen (FLINTA*) in Berlin-Friedrichshain, wurde geräumt, der Wagenplatz in der Kreuzberger Köpenicker Straße wick allen Ernstes einem geplanten Yachthafen – weder gibt es dort einen Wasserstraßenanschluss noch ist bis heute in der Sache irgendetwas passiert.

Das »Tuntenhaus« in Prenzlauer Berg ist gerade verkauft worden, die Betreiber rufen zum Kampf für den Weiterbestand auf. Die »Potse«, ein selbstverwalteter Jugendclub in Berlin-Schöneberg, wurde nach lange währenden Protesten geschlossen, die Jugendlichen weinend in ungeeignete Räume des Tempelhofer Flughafens umgesiedelt.

Die besetzten Häuser in der Rigaer Straße, ebenfalls in Friedrichshain, stehen regelmäßig in Zusammenhang mit Räumungsbegehren der unklar bleibenden Besitzerschaft und sich anschließender Randalen in der Zeitung. Rundherum ist alles abgerissen worden, die Neubauten versprühen den Charme von Rückseiten neuzeitlicher Hochgaragen. Vor Jahren starteten die Autonomen aus den Rigaer Häusern eine Kampagne zur Erhaltung des örtlichen Lidl-Supermarkts, selbst der sollte den gesichtslosen Fassaden weichen.

Touristen bleiben indes vor den linken Häusern stehen, dort gibt es neben den Straßenschlachten auch Kinos und Konzerte zu besuchen. Wahrscheinlich müsste man die bun-

BON APPÉTIT WÜNSCHT DIE KI!

Erfindungen für die Zukunft auf dem Prüfstand. Diesmal: Der KI-basierte Lebensmittelabfall-Tracker Orbi Full

Das niederländische Unternehmen Orbisk hat eine KI-gestützte Technologie entwickelt, die der Gastronomie dabei hilft, Lebensmittelabfälle zu vermeiden. Damit lassen sich enorme Mengen Nahrung und auch viel Geld sparen. Laut Orbisk wirft ein durchschnittliches Restaurant am Tag nämlich 30 bis 50 Kilogramm Essbares weg.

Der Orbi Full sieht aus wie eine Standwaage, an der auf Augenhöhe ein Display samt Kamera angebracht ist. Hält eine Küchenkraft einen Teller kurz unter die Kamera und lässt die Essensreste darauf in den Mülleimer plumpsen, der auf der Waage steht, erkennt das Gerät das Gericht, misst das Gewicht und dokumentiert den Zeitpunkt. Aus diesem Datencocktail mixt Orbisk Statistiken zu Lebensmittel-, CO₂- und Wasserverbrauch sowie Vermeidungsstrategien, auf deren Grundlage Gastgewerbetreibende ihre Küchenroutinen anpassen können. Das Ganze passiert KI-gestützt, basierend auf einer enormen lernenden Fotodatenbank. Über den Energieverbrauch, der dahintersteht, schweigt Orbisk sich aus – so wie die meisten KI-Unternehmen.

Orbisk hat nach eigenen Angaben bislang geholfen, knapp 740.000 Kilogramm Lebensmittelabfälle einzusparen. Das ist ein guter Anfang. Allein in Deutschland werden im Jahr rund elf Millionen Tonnen Lebensmittel weggeworfen. Davon sind im Jahr 2022 auch nur 17 Prozent in der Außer-Haus-Verpflegung angefallen. In privaten Haushalten waren es im selben Jahr knapp 60 Prozent, durchschnittlich 78 Kilogramm pro Person.

Wäre ein KI-gestützter Lebensmittelscanner in jedem Haushalt oder – pardon – jedem Smart Home eine Lösung? Wenn man den Energieaufwand für Datenverarbeitung und Millionen von Geräten mit dem der weggeworfenen Lebensmittel vergleicht, relativieren sich die absoluten Einsparungen vermutlich. Vorschlag zur Güte: Vielleicht stellen Stadtbibliotheken und Leihläden ein paar KI-Scanner zur Verfügung, die man für einige Wochen mit nach Hause nehmen und nutzen kann. Mit ein bisschen Übung schleifen sich so neue Routinen ins Kauf- und Essverhalten, die bald ohne Scanner und Food Waste auskommen. ◀

orbisk.com/de

ten Bauten in Kunstharz gießen und unter Denkmalschutz stellen, damit die Gegend nicht gar so aussieht wie unter einer Autobahnbrücke.

Die Menschen, die dort wohnen oder aus- und eingeht, sind die Hauptdarsteller in Johannes Blumes Dokumentarfilm *Utopiekadaver*. Paul und Mieze und die anderen, gepierct und tätowiert bis unter die Haarspitzen, berichten vom Alltag in den Häusern; warum die als Freiräume wichtig sind, von echtem wie behauptetem sozialen Engagement, von ihrer Einstellung zu Lohnarbeit. Akrobatik, Protest-/Kneipenalltag und Schrammelpunk bilden den linksradikal-pittoresken Rahmen der Erzählung.

Die Kämpfe um die Gebäude werden zum Teil mit Mitteln geführt, die an einen Bürgerkrieg erinnern. Wer etwa Gelegenheit hatte, 2020 der Räumung der linken Berliner Kneipe »Syndikat« beizuwohnen, fragte sich, wo er reingeraten war: Die Polizei mit Hunderten Beamten im Einsatz, das ganze Viertel in eine Sperrzone verwandelt, Anwohner kamen nur mit Ausweis durch die Barrikaden. Das Haus hatte ein britischer Milliardär gekauft, die Kneipe steht bis heute leer. Berliner Gegenwart.

Die Szene reagiert auf Räumungen mit nächtlichen Barrikaden aus brennenden Mülltonnen – und mit Kundgebungen, in deren Verlauf die Ordnungskräfte aufs Übelste beschimpft werden.

Durch den Film führt der Akkordeonaktivist Yok, bekannt für seine Einmann-Band Quetschenpaua. Sein Geld verdient er als Taxifahrer, was läge da näher als Regisseur Blume mit auf die Reise durch Berlin zu nehmen?

Anders als in seiner schwer zu lesenden Biografie gibt Yok hier den pointiert erzählenden Moderator, liefert knappe, aber treffende Statements zur untergehenden Kulturform des informellen Kollektivs. Die Kamera begleitet ihn in die Volksküchen, ist mittendrin in Demos und Konzerten, ist Partei.

Für seinen Film habe er Leute getroffen, die sich bewusst vom gesellschaftlichen Mainstream absetzen, sagt Blume. »Eine Tür öffnete die nächste und so erhielt ich Zugang zu Orten und Menschen, mit denen man nicht so schnell in Kontakt kommt; vor allem nicht mit einer Kamera.« Politiker und andere Akteure kommen hier nicht zu Wort. Ein Film aus dem Innern einer ums Überleben kämpfenden Utopie. ◀

UTOPIEKADAVER. D 2024. Regie: Johannes Blume. Der Film ist auf Kino-Tour, Infos gibt es auf www.filmgalerie451.de/de/filme/berlin-utopiekadaver.

DAS VEGETARISCHE GASTHAUS

Offiziell machen Gaststätten gerade wegen Mehrwertsteuererhöhung dicht. Doch viele dürften der Käsespätzle-Krankheit erlegen sein.

Ich nenne es das Käsespätzle-Paradigma. Ein Muster, das noch die Mehrzahl der Speisekarten dieser Republik bestimmt, vor allem Wirtschaften im unteren und mittleren Preissegment. Es ist zwar durchaus lobenswert, dass man inzwischen fast überall ein vegetarisches Angebot findet. Aber reicht es, wenn es dann nur mit Käse überbackene Spätzle sind beziehungsweise zerlaufener Käse mit einem kleinen Anteil schwäbischer Pasta?

Viele Wirte beschränken sich darauf, landauf, landab, und am meisten fällt mir das dort auf, wo Käsespätzle ungefähr so in die kulinarische Landschaft passen wie gebackene Bananen. Etwa in Schwerte oder auf Rügen. Sie sind ein vegetarisches Feigenblatt, und die Klage darüber bekomme ich inzwischen nicht nur von Vegetariern, sondern auch von Flexitariern zu hören, die bei uns im Gasthaus absteigen. Die ständige Aussicht, sich mit einer schweren Käsekugel im Bauch vom Tisch erheben zu müssen, wirkt für sie wie ein Zwang, ein Fleischgericht zu bestellen. Da gibt es erfahrungsgemäß eine Auswahl. Der große Salatteller, falls die Lokale so etwas in petto haben, ist auch keine so prickelnde Alternative.

Jahrzehntelang wurde dem Gasthaus nachgesagt, es sei der eigentliche Spiegel des kulinarischen Mainstreams. Ein Ort für Alt wie Jung, Arm und Reich, die Heimstatt der Stammtische, die Schwemme für das deutsche Leibgetränk, das Bier, und eben auch die Küche für Gerichte ganz nach Jedermannsgeschmack. Doch leider: Aus irgendeinem Grund funktioniert dieser Zusammenhang nicht mehr. Denn egal, wie viel Nachwuchspopulisten sich in dem Spruch »Wir lassen uns das Schnitzel nicht verbieten« üben – der Fleischkonsum geht trotzdem zurück. Und ich wage zu behaupten, unter den Gaststätten, die angeblich gerade alle wegen der Mehrwertsteuererhöhung auf 19 Prozent dicht machen, sind viele, deren Karte an der Käsespätzle-Krankheit litt.

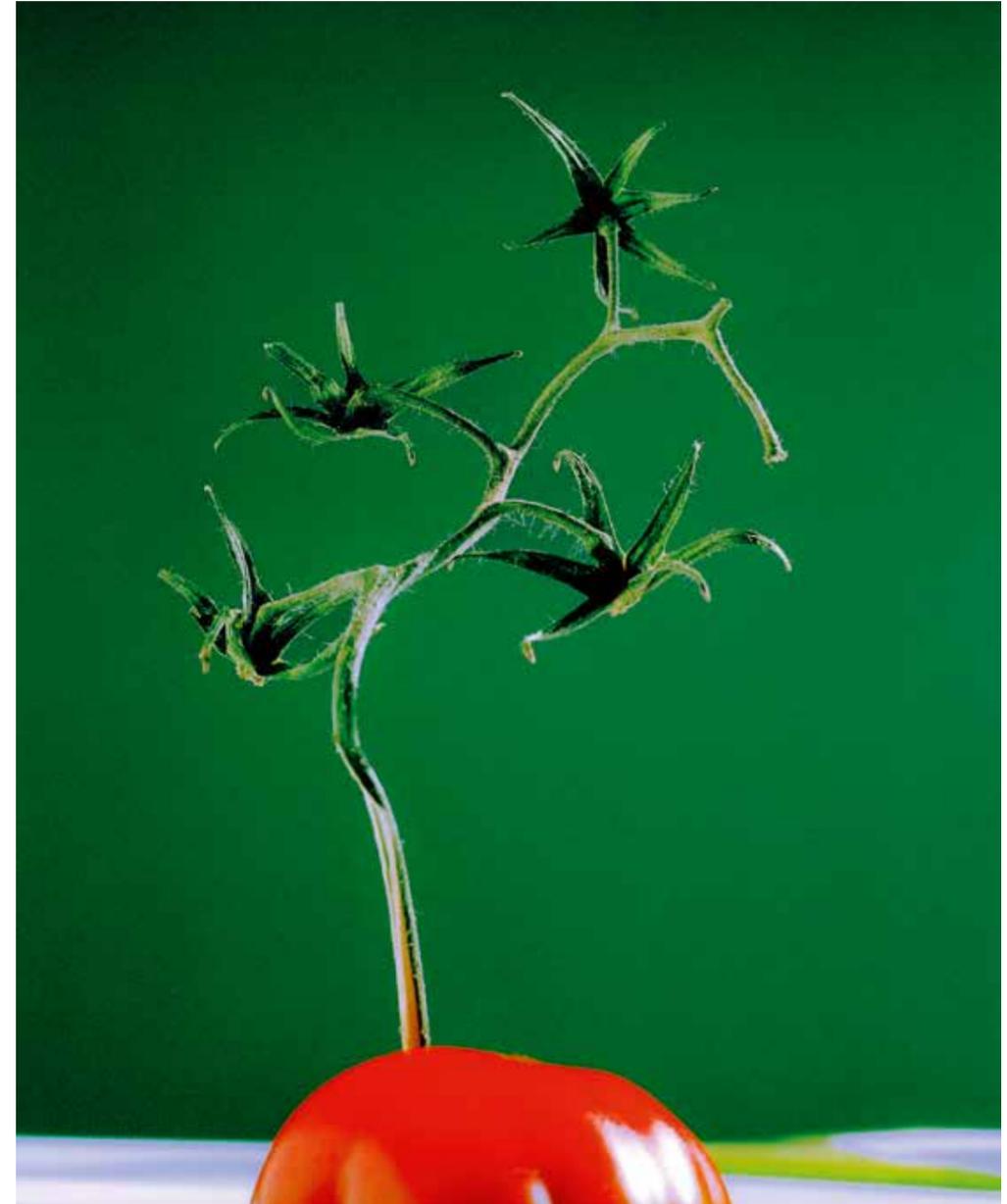
Aus meiner Sicht hat das Gasthaus das Zeug, eine ganz jetzige, vorwärtsgewandte Küche zu bieten, vor allem der Landgasthof. Ich sehe das gerade an der Geschichte meines eigenen Betriebs. Es braucht nur einen kleinen Rundgang, um zu verstehen, Regionalität und Saisonalität sind nicht einfach nur Trends, sondern Prinzipien mit Tradition. Bei uns auf dem Areal finden sich alte Fischbassins, ein ehemaliges Schlachthaus,

Pferde- und Schweineställe, der Gemüsegarten lag in den vergangenen Jahrzehnten nie brach, und Hühner gibt es bis heute.

Zeitweise ist das meiste, was auf den Tisch kam, im und um das Gasthaus gewachsen, geerntet oder geschlachtet worden. Das ist keine 50 Jahre her, und der Plan ist, so gut es geht, dahin zurückzukommen. Was ich nicht anbauen kann, besorge ich in der engsten Umgebung. In kleinen örtlichen Zusammenhängen Beziehungen mit Lebensmittelproduzenten aufzubauen, hat viele Vorteile. Ich kann die Qualität besser kontrollieren, die Kosten für Transport und Zwischenhändler sind fast bei null, die Lieferketten sind so stabil und resilient, wie es nur geht. Deshalb sind Regionalität und Saisonalität auch mehr als einfach nur kulinarische Trends.

Was mich unweigerlich zu der Überlegung bringt, dass das Gasthaus vegetarischer werden wird, ja, dass ich nicht ausschließen will, dass es sogar rein vegetarische Gasthäuser geben wird. Dafür muss man nur eines machen: die vegetarischen Traditionen der hiesigen Küche wiederentdecken. Mir hat da ein Buch die Augen geöffnet. Es ist schon vor einigen Jahren herausgekommen, inzwischen mit über 100.000 verkauften Exemplaren. Es versammelt klassische Rezepte der deutschen Regionalküchen – von Spargel mit »Kratzete« (ein salziger Kaiserschmarrn aus Baden) über Schnüsch, ein zarter Gemüseeintopf in rahmiger Milch, der aus Norddeutschland stammt, bis zu Eiern in Senfsauce; insgesamt sind es über 150 Rezepte. *deutschland vegetarisch* ist inzwischen ein Klassiker der vegetarischen Bibliothek. Wer sich darüber hinaus mit Heimatküche beschäftigt, legt immer mehr Gewicht auf Gemüse. Wie zuletzt Christian Rach. *Deutsche Küche* heißt das jüngste Buch des TV-Kochs. Fleisch und Wurst, die deutschesten aller Zutaten, behandelt er darin erst ab Seite 200. Vorher hat er mit Lust so traditionelle Gerichte wie »Himmel & Erde« oder »Linsen mit Saitenwürstle« nur mit Gemüse interpretiert, und zwar so, dass einem das Wasser im Mund zusammenläuft. Theoretisch also ist alles da für eine vegetarische Wirtshausküche.

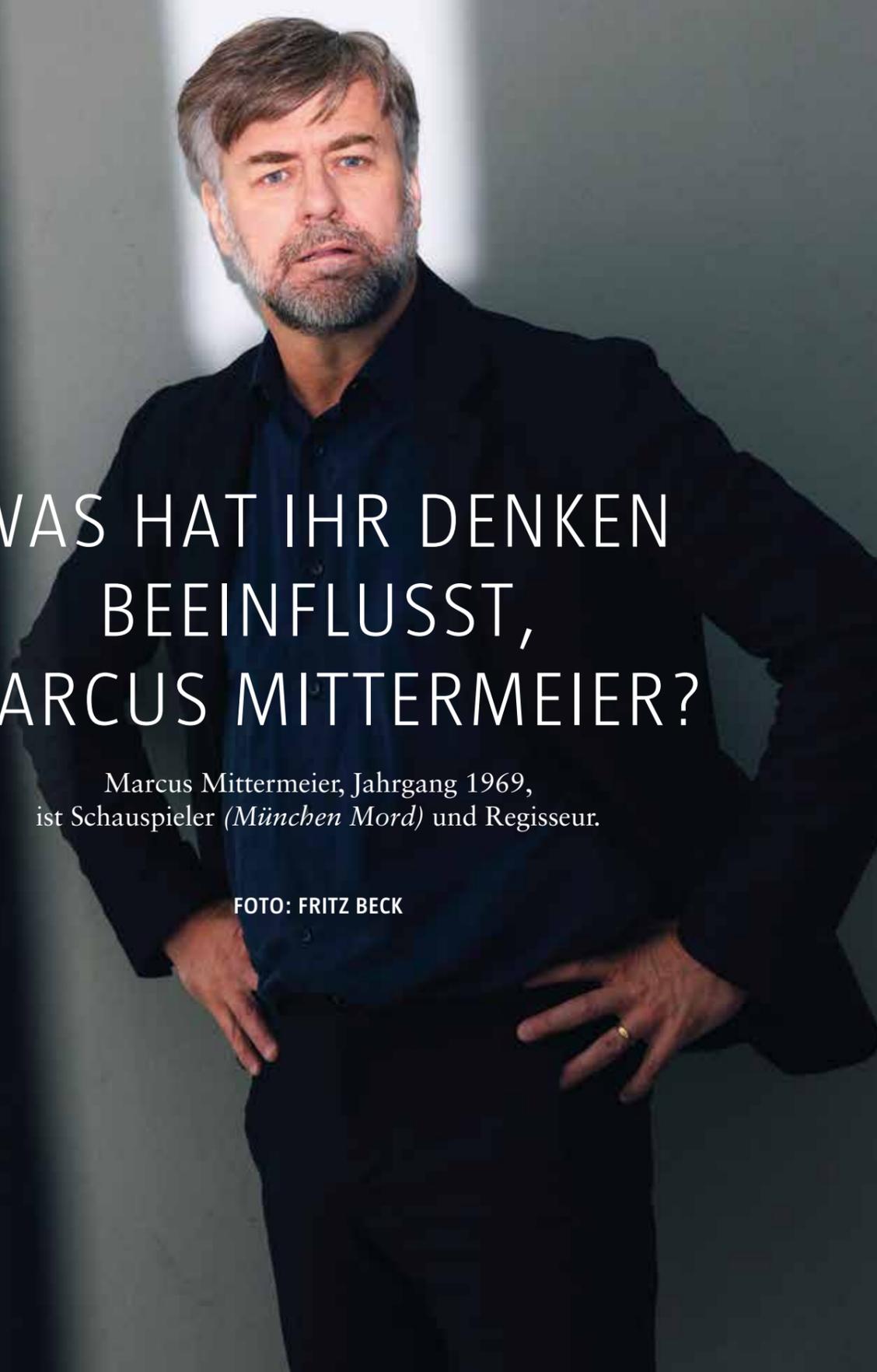
Und praktisch: Bei uns im Gasthaus sind inzwischen drei von vier Gerichten vegetarisch, regelmäßig liegt auf dem Teller Fisch statt Fleisch, in Unterfranken findet man Karpfen, Saibling oder Waller in Spitzenqualität. Den Gästen schmeckt es, sie honorieren sogar, dass sie nicht an erster Stelle stehen.



»In einer Küche der besten Zutaten aus der Umgebung wird das Denken des Kochs vom Angebot an Lebensmitteln dominiert.«

Denn ich habe gelernt: Wenn man sich nicht nur oberflächlich mit der Frage beschäftigt, wie man eine Küche mit den besten Zutaten aus der unmittelbaren Umgebung aufbaut, und diese Küche auch noch nachhaltig gestaltet, also versucht, Müll zu vermeiden und energiesparend zu kochen, dann verlieren die Kategorien »vegan«, »vegetarisch« oder »Fleisch« an Relevanz. Die Vorlieben der Gäste treten in den Hintergrund. Das Denken des Kochs wird vom Angebot an Lebensmitteln dominiert und der Frage, wie man sie energieeffizient verarbeitet. Beispielsweise beschäftigt mich gerade die Frage, wie ich die Restwärme des Ofens noch für das Kochen einsetzen kann. Was auch auf den Prüfstand gekommen ist, sind die vege-

nen Alternativen in unserem Menü. Gerade dafür gibt es keine Tradition. Eier und Milchprodukte aus der engsten Umgebung sind eine feste Säule unseres Lokals und von großartiger Qualität. Und die Nachfrage nach einer rein veganen Küche ist verschwindend gering, etwa so gering wie der Wunsch nach glutenfreiem Brot zum Frühstück. Ich bekomme in der Umgebung nicht die Produkte, die ich für eine vegane Küche für meinen eigenen Geschmack als das Minimum ansehe, also bedeutete im vergangenen Jahr jede vegane Anfrage eine Fahrt zum Supermarkt und ein paar Tage später den Gang zur Mülltonne – mit den unterschiedlichsten und noch fast vollen Tetra Paks oder Margarinedosen. Nachhaltig ist was anderes. ◀

A portrait of Marcus Mittermeier, a man with a beard and short hair, wearing a dark suit jacket over a dark shirt. He is standing with his hands on his hips, looking directly at the camera. The background is a plain, light-colored wall.

WAS HAT IHR DENKEN BEEINFLUSST, MARCUS MITTERMEIER?

Marcus Mittermeier, Jahrgang 1969,
ist Schauspieler (*München Mord*) und Regisseur.

FOTO: FRITZ BECK

Der taz FUTURZWEI-Fragebogen:
(with a little help from Max Frisch, Fischli/Weiss und NYT Book Review)



Was hat Ihr Denken beeinflusst, Marcus Mittermeier?

Das Denken ist ein Prozess. Es gibt keinen Punkt, wo Denken anfängt. Deshalb ist das, was mich immer beeinflusst hat, letztlich die Fähigkeit, interessanten Dingen, Inhalten oder Werken irgendwie sofort folgen zu wollen. Ihnen auf den Grund gehen zu wollen, den Hintergrund kennenlernen zu wollen oder verstehen zu wollen, warum etwas ist, wie es ist.

Wer hat Ihr Denken beeinflusst?

Ganz entscheidend beeinflusst wurde ich von meinen weiblichen Vorfahren. Ich stamme aus einfachen Verhältnissen, und meine Mutter und vor allem meine Großmutter waren im Herzen Sozialdemokraten. Meine Großmutter, Jahrgang 1900, war eine Frau, die ihrerseits durch die Erfahrung zweier Kriege geprägt wurde, sie hat zwei ihrer Brüder im Ersten Weltkrieg verloren. Meine Mutter und meine Großmutter haben mir die Begriffe Solidarität und Gerechtigkeit nähergebracht. Und letztlich auch das Interesse am Politischen.

Ihre Lieblingsdenkerin, die sonst niemand kennt?

Das war tatsächlich meine Großmutter. Meine Eltern haben immer gearbeitet, und meine Oma war für mich und meine Schwester da. Sie starb, als ich 18 war. Vieles von dem, was sie uns mitgegeben hat, wurde mir erst lang nach ihrem Tode bewusst.

Welche Diskussion ist komplett festgefahren?

Nutella mit oder ohne Butter drunter? Eine einfache Frage, die im Diskurs vollkommen zerredet wurde. Ich persönlich bin da ein Freund klarer Festlegung – ohne natürlich. Mir kann niemand erklären, wie eine Haselnusscreme, die überwiegend aus Fett besteht, durch noch mehr Fett genießbarer wird. Dann: Beatles oder Stones? Völlig verfahrenere Diskussion. Auch hier ganz klar: Beatles. Beatles und Nutella ohne Butter, damit bin ich gut durchs Leben gekommen. Aber diese Diskussionen werden nicht mehr geführt, weil wir heute über Dinge streiten wie Wärmepumpen, Verbrennungsmotor oder Tempolimit. Dabei gibt's doch gerade da jeweils glasklare Argumente. Darüber muss man doch nicht mehr diskutieren.

Welche drei Menschen der Zeitgeschichte würden sie zu einem Abendessen einladen wollen?

Ricky Gervais, Gerhard Polt und Harald Schmidt. Das wäre sicherlich ein lustiger, aber anstrengender Abend – und wenn die Konzentration nachlässt, kann Harald Schmidt vom Traumschiff erzählen.

Wen finden Sie gut, obwohl Ihre Peergroup ihn oder sie blöd findet?

Lassen wir sein Fehlverhalten im Umgang mit Mitarbeitern mal außen vor, aber ich finde Til Schweiger gut, weil er konsequent ist, in dem was er tut und somit viel erreicht hat. Das imponiert mir.

Welche drei Bücher würden Sie als Deutschlehrer/-in lesen lassen?

Ich habe meine Kindheit in der Schule, auf dem Bolzplatz und vor dem Fernseher verbracht. Fragen Sie bitte nicht mich!

Warum scheuen Linke den Humor?

Das höre ich zum ersten Mal.

Wissen Sie, was Sie hoffen?

Hoffentlich.

Findet Sie das Glück?

Mittlerweile empfinde ich jeden Tag, der ohne schlechte Nachrichten zu Ende geht, als eine glückliche Zeit. Es ist zu früh für eine Bilanz.

Wem wären Sie lieber nie begegnet?

Ich habe alle Begegnungen in meinem Leben bisher gut überstanden. Ich weiß aber nicht, wie es denen geht, die mir begegnet sind.

Wenn Sie Macht hätten zu befehlen, was Ihnen heute richtig scheint, würden Sie es befehlen gegen den Widerspruch der Mehrheit? Ja oder nein?

Macht ist Verantwortung. Und es gibt nichts, was schwerer ist, als Verantwortung für alle zu übernehmen, für Mehrheiten und Minderheiten. Da gibt es faktisch keine für alle gleich richtigen Entscheidungen. Es gibt aber Entscheidungen, die unter Abwägung aller zur Verfügung stehenden Argumente richtiger sind als andere. Auch, wenn die Mehrheit dagegen ist.

Lernen Sie von einer Liebesbeziehung für die nächste?

Nächste Frage?

Worum geht es im Leben eigentlich?

Das Wort »eigentlich« in der Frage ist schon interessant. Hat unser Leben einen doppelten Boden? Ist das, was hinter dem »eigentlich« steht, unser wirkliches Lebensmotiv? Eines, das wir nicht sehen oder verbergen, damit wir es nicht sehen müssen? Ich weiß es nicht.

Gibt es zu viel des Guten?

Natürlich. Zu viel guter Wein und die Frage ist beantwortet. Spätestens am nächsten Tag.

Wie alt möchten Sie werden?

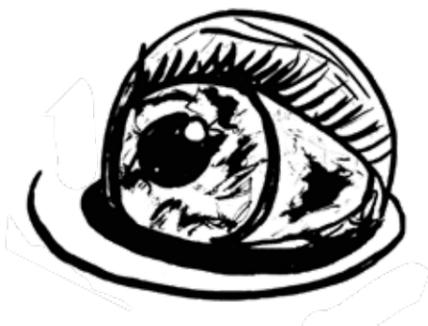
Solang ich Spaß am Leben habe.

Es gibt nur Gangster oder Trottel. Was sind Sie dann?

Ich liebe die Trottel. Im Zirkus ist der dumme August doch die mit Abstand spannendste Attraktion. Er steht für Chaos und Unordnung. Ihm fliegen die Herzen zu. Er zaubert den Leuten ein Lächeln ins Gesicht. Seine Unordnung, seine Fehler machen die Welt besser, weil sie eine neue Ordnung schaffen. Das finde ich großartig. Lästig, aber großartig, weil im Herzen gut. Wir brauchen mehr von dieser Figur in unserer Welt.

NACHRICHTEN AUS
DEM FALSCHEN LEBEN

ARNO FRANK



Viva Las Vegas

In der Wüste von Nevada badet unser Autor im Licht von 5,6 Millionen LED-Leuchten. Dann holt ihn das schlechte Gewissen ein.

Neulich musste ich beruflich nach Las Vegas, um dort ein Interview zu führen. Wäre das nicht auch telefonisch gegangen? Oder per Zoom? Schon, ja, doch.

Manchmal ist es aber geboten, sogenannte »Eindrücke« zu sammeln, von denen ich meinen Leserinnen und Lesern dann berichten kann. In diesem speziellen Fall wäre mir allerhand entgangen, was ich eben nur vor Ort beobachten konnte. Der Flug von Frankfurt nach Florida dauerte zehn Stunden, und auf dem ohnehin engen Sitzplatz hockte mir mein schlechtes Gewissen auf den Knien. Mein Flug, das hatte ich zuvor recherchiert, produzierte vier Tonnen (!) Kohlendioxid. Ein Mensch im armen Äthiopien, der eher selten fliegt und auch sonst kaum Gelegenheit hat, kostbare Ressourcen zu verschwenden, verbraucht im Schnitt jährlich nur knapp 600 Kilogramm des giftigen Gases. Anstatt von Frankfurt nach Las Vegas zu fliegen, hätte ich auch zwei Jahre und etwa 24.000 Kilometer mit einem Mittelklassewagen meiner Wahl durch die Gegend gondeln können. Das klimaverträgliche Jahresbudget eines Menschen habe ich damit um mehr als das Doppelte überzogen. Nicht gut, so jedenfalls mein »Eindruck«.

Glücklicherweise ging, kaum hatte die Boeing 777 ihre Reiseflughöhe verlassen, ein Dominikanermönch namens Johann Tetzl durch den Gang und verkaufte seine Ablasszettel – kleiner Scherz. In Wahrheit war es eine übernächtigte Stewardess, die den Passagieren das Angebot unterbreitete, die von ihnen emittierten Emissionen noch in der Luft zu kompensieren. Was eine gute Sache ist, mit Ablasshandel rein gar nichts zu tun hat und inzwischen zum Service gehört. 130 Dollar, und die Sache ist erledigt. Keine Ahnung, wie das funktioniert. Mein Gewissen jedenfalls, ich spürte es an meinen Knien, war nach der Zahlung (Kreditkarte genügt!) spürbar erleichtert.

Beim Anflug auf Las Vegas »staunte« ich dann »nicht schlecht«. Zwar ist die Formulierung, jemand »staune nicht schlecht«, der Phrasenhölle entsprungen. Aber treffender kann ich das Gefühl nicht ausdrücken, das mich beim Anblick von »The Sphere« übermannte. Das ist, wenn man so will, die Mutter aller Mehrzweckhallen. 112 Meter hoch, kugelförmig und

innen wie außen und Tag und Nacht komplett »bespielbar« mit LED-Leuchten. Innen kann man sich deshalb U2 angucken, wie sie in irgendeiner Wüste musizieren oder dort, wo die Straßen keine Namen haben. Außen kann die Kuppel ebenfalls alles sein, was auf ihre Oberfläche aus Millionen gebündelter LED-Leuchten programmiert wird – der Mars, der Mond, Werbung für Limonade oder, wie bei meinem Anflug, ein gelbes Emoji, das mir über Kilometer hinweg heiter zuzwinkerte. Eine Stadt, die ganz dem Gott der Unterhaltung huldigt, hat ihm mit »The Sphere« einen neuen Tempel gebaut. Die LED-Leuchten funktionieren wie Pixel, das Ding ist also gewissermaßen ein virtuelles Bauwerk, eigentlich eine Ausstülpung des Internets in der Realität. So wie ich muss sich gefühlt haben, wer vor 2.000 Jahren eines der »Weltwunder« ansichtig wurde.

Ich staunte also nicht schlecht und später regelrecht Bauklötze, als mir der Taxifahrer von den Baukosten berichtete. »The Sphere« hat nur zwei Milliarden Dollar gekostet – also exakt die Summe, die die Deutsche Bahn 2023 an Verlust gemacht hat. Ein Klacks. Der reichste Mann der Welt, Bernard Arnault, könnte sich 100 dieser Spielzeuge leisten. Zwar verschlingt das Monstrum monatlich rund 500.000 Euro an Stromkosten. Die werden aber zu 70 Prozent aus Solarstrom erzeugt, der in der wolkenlosen Wüste von Nevada quasi auf den Bäumen wächst, die es hier nicht gibt. Überdies ist die Rechnung ruckzuck bezahlt. Wer »The Sphere« für einen Tag als Werbefläche mieten will, zahlt ebenfalls knapp 500.000 Euro. Wir haben es also, Solarstrom hin oder her, mit einem Monument der Energieverschwendung zu tun. Und mit einem Wunder des Kapitalismus, weil der ganze Spaß in nur zehn Jahren profitabel sein könnte.

So geht Zukunft, so geht Wachstum, so geht Vision. Sowas, dachte ich vor Ort, lernt man nur vor Ort. Einfach mal »out of the box« das Udenkbare denken, ganz unvoreingenommen – und dann machen! Und wie ich da stand, gebadet vom Licht aus 5,6 Millionen LED-Leuchten, tippte mir unversehens mein schlechtes Gewissen auf die Schulter. Es erinnerte mich daran, dass ich aller Wahrscheinlichkeit nach vergessen hatte, zu Hause in Wiesbaden das Licht im Flur auszumachen. ◀

Illustration: AHAOK ■ FUTURZWEI

JETZT ABONNIEREN:

taz FUTURZWEI – das Magazin für Zukunft und Politik
Vier Ausgaben für 34 Euro



FUTURZWEI-Abo-Prämie

Gutschein über 10 Euro für
Einkäufe im taz Shop

tazfutura2wei.de

Ja, ich abonniere taz FUTURZWEI.

Ich erhalte vier Ausgaben + Dankeschön zum Preis von 34 Euro. Das Abonnement verlängert sich automatisch, zum dann gültigen Bezugspreis, derzeit 34,- €/Jahr, wenn es nicht zwei Wochen vor Ablauf gekündigt wird.

Ich zahle per SEPA-Lastschriftmandat per Rechnung

Lieferadresse 700

Vorname

Nachname

Straße | Hausnummer

PLZ | Ort

E-Mail

taz Verlags- und Vertriebs GmbH | Friedrichstr. 21 | 10969 Berlin
Telefonservice unter (030) 25 902 200 | Di-Do, 10-15 Uhr
www.tazfutura2wei.de/abo | futura2wei.abo@taz.de

SEPA-Lastschriftmandat | Rechnungsadresse

taz Verlags- und Vertriebs GmbH
Gläubiger-Identifikationsnummer DE9200100000011699

SEPA-Lastschriftmandat
Ich ermächtige die taz Verlags- und Vertriebs GmbH, Zahlungen von meinem Konto mittels Lastschrift einzuziehen. Zugleich weise ich mein Kreditinstitut an, die von der taz Verlags- und Vertriebs GmbH auf mein Konto gezogenen Lastschriften einzulösen.

KontoinhaberIn | ZahlerIn

Straße | Hausnr.

PLZ | Ort

Kreditinstitut

BIC

IBAN DE

Datum | Ort

Unterschrift

